

https://dspace.org/

# An "East" and "West" translation of two short stories by Nadine Gordimer: text and context

**Perabo, Annette**

**2010-02-19T09:47:31Z**
http://hdl.handle.net/10539/7526

Downloaded from a DSpace repository. https://dspace.org/

die bevorzugten schwarzen Büroangestellten des weißen Kontrollbeamten. Es gab nur wenige Läden, da durch jede dem schwarzen Insassen einer Zwangssiedlung gewährte Verkaufserlaubnis das Geschäft der weißen Ladenbesitzer in der nahegelegenen Stadt beeinträchtigt wird, dafür aber um so mehr Kirchen, von denen einige aus Lehm und Blech, andere, im neugotischen Stil, aus Backstein von den verschiedenen Sekten erbaut worden waren.

Sie begannen alle, die sieben Männer und Frauen, sich in Richtung der Siedlungstore in Bewegung zu setzen. Jessica Malherbe und Roy Wilson gingen ein paar Schritte voraus, und das junge Mädchen sah sich von Shabalala und dem glatzköpfigen Weißen mit den dicken Brillengläsern flankiert. Kurz flammte das Blitzlicht auf, und die wenigen Negerkinder, die mit Blechreifen auf der Fahrstraße spielten, hoben verwundert den Blick. Eine dicke Schwarze, die Orangen und geröstete Maiskolben feilhielt, schrie auf gut Glück einem einzelnen Fußgänger in zerlumpter Hose etwas zu. Im Torweg hockte auf einer Seifenkiste schwatzend ein Negerpolizist. Er hob, als die Demonstranten an ihm vorüberkamen, die Hand an die Mütze. Bei Joyce McCoy begann die dumpfe Gleichgültigkeit, die auf ihre Nervenkrise gefolgt war, einem Gefühl beruhigter Verlegenheit zu weichen. Wenn sie als Kind beobachtet hatte, wie ein paar Angehörige der Heilsarmee an einer Straßenecke einen kleinen Kreis bildeten und in nicht ganz reinem Ton eine Choralweise anstimmten, hatte sie sich oft gefragt, wie ihr wohl zumute sein mochte, wenn sie zufällig selbst mit in jenem Kreis stand. Nun glaubte sie es zu wissen. Der kleine Shabalala fuhr mit dem Finger über den Innenrand seines Kragens. Ihm ist nicht anders zumute als mir, sagte sich das Mädchen mit einer Wallung von Wärme. Sie wußte nicht, daß er ausgerechnet daran dachte, woran zu denken er sich die ganze Zeit selbst verboten hatte - daß nämlich die Demonstration ihn höchstwahrscheinlich die Stellung kosten würde. Den Arbeitgebern lag nichts an Afrikanern, die sich als ›Unruhestifter‹ betätigen. Seine Frau, die unendlich stolz auf seine überlegene Bildung und seine Findigkeit war, hatte kein Wort geäußert, als sie von seiner Bereitschaft zum Mitdemonstrieren vernahm - sie hatte sich lediglich mit betonter Absichtlichkeit weiter mit ihrem Kochen beschäftigt. Aber zu guter Letzt wurde auch Shabalala nicht anders als das Mädchen - was freilich keiner von beiden wissen konnte - durch die Konvention gerettet. In seinem Falle war es die kühne Annahme, daß er ein kleiner Spaßmacher war. Als sie, jenseits der Tore, die Straße entlangzuziehen begannen, fragte er: »Haben Sie den Rucker verspürt?«

»Wie bitte?« fragte sie in höflichem, vertraulichem Ton zurück.

Ein paar zerlumpte Kinder, die Augen blitzend hell vor zäher Bettellust, wie man sie eher mit dem Fernen Osten als mit Afrika in Verbindung bringt, umhüpften und umtollten die weißen Teilnehmer der Aktion - sie nahmen an, es handle sich um irgendein Komitee, das bei einem Wettbewerb um das sauberste Haus oder das schönste Baby den Schiedsrichter spielen sollte. »Penny, missus, penny, penny, baas!« winselten sie. Shabalala knurrte ihnen ein Neckwort in ihrer Sprache zu, ehe er ihr mit seinem gewinnenden Grinsen, so weitgeschwungen wie eine Melonenscheibe, antwortete: »Den Rucker beim Passieren der Rassengrenze.«

Abgesehen von den Kindern, die, wie fliegende Fische im Kielwasser eines Schiffes, eines nach dem anderen zurückblieben, schenkte niemand den Demonstranten allzuviel Beachtung. Die Negerinnen, die auf dem Kopf die in der Stadt erstandenen Lebensmittelpakete oder die Bündel mit der

Wäsche weißer Kundschaft trugen, hoben kaum den Blick. Mit eigenen Gedanken beschäftigt, radelten ein paar Neger an ihnen vorbei. Aber als sie sich in gleicher Höhe mit den Verwaltungsbüros befanden - rote Backsteingebäude, zusammen mit den ›Musterhäuschen‹ am Tor und der danebenliegenden Klinik die einzigen Behausungen in der Zwangssiedlung, die europäischen Ansprüchen genügten, trat ein weißhäutiger Mann mittleren Alters in einem an Sitz und Ellenbogen blankgewetzten Anzug heraus (sein etwas gebeugter Körper schien die Form seines Büroschemels und Schreibtisches an sich zu tragen) und hielt Jessica Malherbe an. Fügsam blieben sie alle stehen, aber in ihrer Haltung lag etwas von stiller Hartnäckigkeit. Offensichtlich kannte der Mann, der der Kontrollbeamte der Zwangssiedlung war, Jessica Malherbe persönlich und fühlte sich angesichts der Notwendigkeit, bei einem Zusammentreffen mit ihr einen offiziellen Ton anzuschlagen, etwas verlegen. »Wie Sie wissen, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß es für Europäer verboten ist, die Zwangssiedlung Lagersdorp zu betreten«, erklärte er. Das junge Mädchen bemerkte, daß er seine Brille in der Linken hielt und sie am Bügel hin und her schlenkern ließ, als habe er die Ankunft

die bevorzugten schwarzen Büroangestellten des weißen Kontrollbeamten. Es gab nur wenige Läden, da durch jede dem schwarzen Insassen einer Zwangssiedlung gewährte Verkaufserlaubnis das Geschäft der weißen Ladenbesitzer in der nahegelegenen Stadt beeinträchtigt wird, dafür aber um so mehr Kirchen, von denen einige aus Lehm und Blech, andere, im neugotischen Stil, aus Backstein von den verschiedenen Sekten erbaut worden waren.

Sie begannen alle, die sieben Männer und Frauen, sich in Richtung der Siedlungstore in Bewegung zu setzen. Jessica Malherbe und Roy Wilson gingen ein paar Schritte voraus, und das junge Mädchen sah sich von Shabalala und dem glatzköpfigen Weißen mit den dicken Brillengläsern flankiert. Kurz flammte das Blitzlicht auf, und die wenigen Negerkinder, die mit Blechreifen auf der Fahrstraße spielten, hoben verwundert den Blick. Eine dicke Schwarze, die Orangen und geröstete Maiskolben feilhielt, schrie auf gut Glück einem einzelnen Fußgänger in zerlumpter Hose etwas zu. Im Torweg hockte auf einer Seifenkiste schwatzend ein Negerpolizist. Er hob, als die Demonstranten an ihm vorüberkamen, die Hand an die Mütze. Bei Joyce McCoy begann die dumpfe Gleichgültigkeit, die auf ihre Nervenkrise gefolgt war, einem Gefühl beruhigter Verlegenheit zu weichen. Wenn sie als Kind beobachtet hatte, wie ein paar Angehörige der Heilsarmee an einer Straßenecke einen kleinen Kreis bildeten und in nicht ganz reinem Ton eine Choralweise anstimmten, hatte sie sich oft gefragt, wie ihr wohl zumute sein mochte, wenn sie zufällig selbst mit in jenem Kreis stand. Nun glaubte sie es zu wissen. Der kleine Shabalala fuhr mit dem Finger über den Innenrand seines Kragens. Ihm ist nicht anders zumute als mir, sagte sich das Mädchen mit einer Wallung von Wärme. Sie wußte nicht, daß er ausgerechnet daran dachte, woran zu denken er sich die ganze Zeit selbst verboten hatte - daß nämlich die Demonstration ihn höchstwahrscheinlich die Stellung kosten würde. Den Arbeitgebern lag nichts an Afrikanern, die sich als ›Unruhestifter‹ betätigen. Seine Frau, die unendlich stolz auf seine überlegene Bildung und seine Findigkeit war, hatte kein Wort geäußert, als sie von seiner Bereitschaft zum Mitdemonstrieren vernahm - sie hatte sich lediglich mit betonter Absichtlichkeit weiter mit ihrem Kochen beschäftigt. Aber zu guter Letzt wurde auch Shabalala nicht anders als das Mädchen - was freilich keiner von beiden wissen konnte - durch die Konvention gerettet. In seinem Falle war es die kühne Annahme, daß er ein kleiner Spaßmacher war. Als sie, jenseits der Tore, die Straße entlangzuziehen begannen, fragte er: »Haben Sie den Rucker verspürt?«

»Wie bitte?« fragte sie in höflichem, vertraulichem Ton zurück.

Ein paar zerlumpte Kinder, die Augen blitzend hell vor zäher Bettellust, wie man sie eher mit dem Fernen Osten als mit Afrika in Verbindung bringt, umhüpften und umtollten die weißen Teilnehmer der Aktion - sie nahmen an, es handle sich um irgendein Komitee, das bei einem Wettbewerb um das sauberste Haus oder das schönste Baby den Schiedsrichter spielen sollte. »Penny, missus, penny, penny, baas!« winselten sie. Shabalala knurrte ihnen ein Neckwort in ihrer Sprache zu, ehe er ihr mit seinem gewinnenden Grinsen, so weitgeschwungen wie eine Melonenscheibe, antwortete: »Den Rucker beim Passieren der Rassengrenze.«

Abgesehen von den Kindern, die, wie fliegende Fische im Kielwasser eines Schiffes, eines nach dem anderen zurückblieben, schenkte niemand den Demonstranten allzuviel Beachtung. Die Negerinnen, die auf dem Kopf die in der Stadt erstandenen Lebensmittelpakete oder die Bündel mit der

Wäsche weißer Kundschaft trugen, hoben kaum den Blick. Mit eigenen Gedanken beschäftigt, radelten ein paar Neger an ihnen vorbei. Aber als sie sich in gleicher Höhe mit den Verwaltungsbüros befanden - rote Backsteingebäude, zusammen mit den ›Musterhäuschen‹ am Tor und der danebenliegenden Klinik die einzigen Behausungen in der Zwangssiedlung, die europäischen Ansprüchen genügten, trat ein weißhäutiger Mann mittleren Alters in einem an Sitz und Ellenbogen blankgewetzten Anzug heraus (sein etwas gebeugter Körper schien die Form seines Büroschemels und Schreibtisches an sich zu tragen) und hielt Jessica Malherbe an. Fügsam blieben sie alle stehen, aber in ihrer Haltung lag etwas von stiller Hartnäckigkeit. Offensichtlich kannte der Mann, der der Kontrollbeamte der Zwangssiedlung war, Jessica Malherbe persönlich und fühlte sich angesichts der Notwendigkeit, bei einem Zusammentreffen mit ihr einen offiziellen Ton anzuschlagen, etwas verlegen. »Wie Sie wissen, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß es für Europäer verboten ist, die Zwangssiedlung Lagersdorp zu betreten«, erklärte er. Das junge Mädchen bemerkte, daß er seine Brille in der Linken hielt und sie am Bügel hin und her schlenkern ließ, als habe er die Ankunft

die bevorzugten schwarzen Büroangestellten des weißen Kontrollbeamten. Es gab nur wenige Läden, da durch jede dem schwarzen Insassen einer Zwangssiedlung gewährte Verkaufserlaubnis das Geschäft der weißen Ladenbesitzer in der nahegelegenen Stadt beeinträchtigt wird, dafür aber um so mehr Kirchen, von denen einige aus Lehm und Blech, andere, im neugotischen Stil, aus Backstein von den verschiedenen Sekten erbaut worden waren.

Sie begannen alle, die sieben Männer und Frauen, sich in Richtung der Siedlungstore in Bewegung zu setzen. Jessica Malherbe und Roy Wilson gingen ein paar Schritte voraus, und das junge Mädchen sah sich von Shabalala und dem glatzköpfigen Weißen mit den dicken Brillengläsern flankiert. Kurz flammte das Blitzlicht auf, und die wenigen Negerkinder, die mit Blechreifen auf der Fahrstraße spielten, hoben verwundert den Blick. Eine dicke Schwarze, die Orangen und geröstete Maiskolben feilhielt, schrie auf gut Glück einem einzelnen Fußgänger in zerlumpter Hose etwas zu. Im Torweg hockte auf einer Seifenkiste schwatzend ein Negerpolizist. Er hob, als die Demonstranten an ihm vorüberkamen, die Hand an die Mütze. Bei Joyce McCoy begann die dumpfe Gleichgültigkeit, die auf ihre Nervenkrise gefolgt war, einem Gefühl beruhigter Verlegenheit zu weichen. Wenn sie als Kind beobachtet hatte, wie ein paar Angehörige der Heilsarmee an einer Straßenecke einen kleinen Kreis bildeten und in nicht ganz reinem Ton eine Choralweise anstimmten, hatte sie sich oft gefragt, wie ihr wohl zumute sein mochte, wenn sie zufällig selbst mit in jenem Kreis stand. Nun glaubte sie es zu wissen. Der kleine Shabalala fuhr mit dem Finger über den Innenrand seines Kragens. Ihm ist nicht anders zumute als mir, sagte sich das Mädchen mit einer Wallung von Wärme. Sie wußte nicht, daß er ausgerechnet daran dachte, woran zu denken er sich die ganze Zeit selbst verboten hatte - daß nämlich die Demonstration ihn höchstwahrscheinlich die Stellung kosten würde. Den Arbeitgebern lag nichts an Afrikanern, die sich als ›Unruhestifter‹ betätigen. Seine Frau, die unendlich stolz auf seine überlegene Bildung und seine Findigkeit war, hatte kein Wort geäußert, als sie von seiner Bereitschaft zum Mitdemonstrieren vernahm - sie hatte sich lediglich mit betonter Absichtlichkeit weiter mit ihrem Kochen beschäftigt. Aber zu guter Letzt wurde auch Shabalala nicht anders als das Mädchen - was freilich keiner von beiden wissen konnte - durch die Konvention gerettet. In seinem Falle war es die kühne Annahme, daß er ein kleiner Spaßmacher war. Als sie, jenseits der Tore, die Straße entlangzuziehen begannen, fragte er: »Haben Sie den Rucker verspürt?«

»Wie bitte?« fragte sie in höflichem, vertraulichem Ton zurück.

Ein paar zerlumpte Kinder, die Augen blitzend hell vor zäher Bettellust, wie man sie eher mit dem Fernen Osten als mit Afrika in Verbindung bringt, umhüpften und umtollten die weißen Teilnehmer der Aktion - sie nahmen an, es handle sich um irgendein Komitee, das bei einem Wettbewerb um das sauberste Haus oder das schönste Baby den Schiedsrichter spielen sollte. »Penny, missus, penny, penny, baas!« winselten sie. Shabalala knurrte ihnen ein Neckwort in ihrer Sprache zu, ehe er ihr mit seinem gewinnenden Grinsen, so weitgeschwungen wie eine Melonenscheibe, antwortete: »Den Rucker beim Passieren der Rassengrenze.«

Abgesehen von den Kindern, die, wie fliegende Fische im Kielwasser eines Schiffes, eines nach dem anderen zurückblieben, schenkte niemand den Demonstranten allzuviel Beachtung. Die Negerinnen, die auf dem Kopf die in der Stadt erstandenen Lebensmittelpakete oder die Bündel mit der

Wäsche weißer Kundschaft trugen, hoben kaum den Blick. Mit eigenen Gedanken beschäftigt, radelten ein paar Neger an ihnen vorbei. Aber als sie sich in gleicher Höhe mit den Verwaltungsbüros befanden - rote Backsteingebäude, zusammen mit den ›Musterhäuschen‹ am Tor und der danebenliegenden Klinik die einzigen Behausungen in der Zwangssiedlung, die europäischen Ansprüchen genügten, trat ein weißhäutiger Mann mittleren Alters in einem an Sitz und Ellenbogen blankgewetzten Anzug heraus (sein etwas gebeugter Körper schien die Form seines Büroschemels und Schreibtisches an sich zu tragen) und hielt Jessica Malherbe an. Fügsam blieben sie alle stehen, aber in ihrer Haltung lag etwas von stiller Hartnäckigkeit. Offensichtlich kannte der Mann, der der Kontrollbeamte der Zwangssiedlung war, Jessica Malherbe persönlich und fühlte sich angesichts der Notwendigkeit, bei einem Zusammentreffen mit ihr einen offiziellen Ton anzuschlagen, etwas verlegen. »Wie Sie wissen, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß es für Europäer verboten ist, die Zwangssiedlung Lagersdorp zu betreten«, erklärte er. Das junge Mädchen bemerkte, daß er seine Brille in der Linken hielt und sie am Bügel hin und her schlenkern ließ, als habe er die Ankunft

der Demonstranten bereits erwartet und sei zuletzt etwas nervös vom Schreibtischstuhl aufgesprungen.

Jessica Malherbe lächelte, und in ihrem Lächeln lag etwas von der lockeren, ungezwungenen Belustigung, mit der ein Afrikaner jede Art von Wichtigtuerei abfertigt. » Guten Tag, Mr. Dugal. Ja, natürlich wissen wir, daß Sie uns offiziell gewarnt haben. Wie weit, meinen Sie, werden wir wohl kommen?«

Das Gesicht des Mannes entspannte sich. Er zuckte die Schultern und sagte: »Sie werden bereits erwartet.«

Und plötzlich konnte es auch das junge Mädchen, Joyce McCoy, verspüren, daß irgend etwas auf sie lauerte. An den Fenstern der Verwaltungsbüros zeigten sich die gepflegten Schablonengesichter schwarzer Schreibkräfte. Als der Zug sich der Klinik näherte, spähte der europäische Arzt in seinem weißen Kittel zu ihnen heraus, und zwei weiße Pflegerinnen und eine schwarze traten auf die Veranda. Und alle die geduldigen Negerinnen, die, ihre Kleinen stillend und munter schwatzend, draußen in der Sonne saßen, verstummten bei ihrem Anblick, und in ihren Augen stand etwas vom Ausdruck der indischen Großmutter, die nun daheim in Fordsburg auf die Rückkehr des Sohnes warten mußte.

Und weiter zogen sie die Straße entlang, und zu beiden Seiten waren in den kleinen Häusern, die an der Vorderfront entweder selbstgezimmerte, den abgetretenen, ungepflasterten Erdpfad, den sogenannten Gehsteig, säumende Veranda hatten, oder aber ein winziges Stück umzäunten Gartens, in dem die Hühner hin und her liefen und Kürbisse zum Reifen an der Sonne lagen - überall waren die Türen offen, und in ihren Rahmen standen Männer und Frauen, von ihren Kindern umschart, als ob sie die Heraufkunft eines Unwetters befürchteten, und doch brannte die Sonne heiß auf die Köpfe der Demonstranten nieder, die den Schritt nun verlangsamt hatten. Und sie waren stumm, und die Zuschauer waren stumm oder flüsterten sich höchstens, den Kopf zum Ohr des Nachbars gebeugt, etwas zu, ohne aber doch dabei die Gruppe der Vorüberziehenden aus dem Auge zu lassen. Irgend jemand brach in Lachen aus, aber es war nur ein Betrunkener - ein verschrumpelter alter Mann, der gerade aus einer Spritschwemme heimtorkelte. Und vor ihnen, an einer Straßenkreuzung, stand der Polizeiwagen, ein schwarzer Wagen, dessen Radioantenne sich wie ein leuchtender Protest gegen die ganze Schäbigkeit der Straße ausnahm. Die rückwärtigen Türen sprangen auf, und zwei schwerfällige, smart gekleidete Polizisten kletterten heraus und knallten die Türen hinter sich zu. Langsam, fast schlendernden Schrittes näherten sie sich den Demonstranten. Als sie sich vor ihnen aufgepflanzt hatten, sagte der eine wie mechanisch: »Oh - guten Tag.« Aber der andere fuhr mit fühlloser Beamtenstimme dazwischen: »Sie sind alle wegen unbefugten Eintritts in die Zwangssiedlung Lagersdorp verhaftet. Wenn Sie uns bitte Ihre Namen angeben wollen ... «

Joyce wartete, bis sie an die Reihe kam, und das Herz pochte ihr in langsamen, gleichmäßigen Schlägen. Wieder dachte sie, wie sie bereits früher einmal gedacht hatte - wie lange lag die Party nun schon zurück? -: Ich fühle gar nichts. Gott sei Dank. Ich fühle ganz und gar nichts.

Aber als der Polizist nun vor ihr stand und sie ihren Namen zu buchstabieren hatte, blickte sie auf und nahm die Gesichter der ihr nächststehenden schwarzen Zuschauer wahr. Zwei Männer, ein kleiner Junge und eine Frau, bei denen schlecht zusammenpassende abgelegte europäische Kleidungsstück so sinnlos herunterhingen wie ein hastig abgeworferner Man tel von einem Gebüsch, hielten den Blick auf sie gerichtet. Als sie den ihren hob, begegneten sich die Augen. Und plötzlich fühlte sie nicht mehr nichts, sondern das, was jene fühlten, bei ihrem Anblick fühlten, dem Anblick einer Weißen, die auf s unbegreifliche Weise, wie sie selbst es gewohnt waren, der vollen Gewalt weißer Willkür ausgeliefert war, einer Willkür die die Gabe des Lebens auszuhändigen und wieder zurück zunehmen, die Haft zu verhängen und Freilassung zu verfü gen, die Tausende zu speisen oder zum Hungertod zu verdammen sich vermaß - der Willkür eines Gottes.

## *Appendix C*

"Sechs Fuß Erde". (East German text). In: Nadine Gordimer, *Sechs Fuß Erde*. Berlin: Verlag Volk und Welt.

## Sechs Fuß Erde

Meine Frau und ich sind keine richtigen Farmer - nein, Lerice auch nicht, wirklich nicht. Ich glaube, unser Stück Land, zehn Meilen von Johannesburg an einer der Hauptstraßen gelegen, haben wir nur gekauft, um etwas in uns selbst zu verändern; es gibt viele hohle Worte in einer Ehe wie der unseren. Und man sehnt sich danach, nichts als eine tiefe, beruhigende Stille zu hören, wenn man eine Ehe abhorcht. Die Farm hat uns das natürlich nicht gebracht, aber sie hat andere Dinge bewirkt, unerwartet und ohne logischen Zusammenhang. Lerice, von der ich angenommen hatte, sie würde sich einen Monat oder zwei in Tschechowschen Weltschmerz zurückziehen, die Dinge dann dem Personal überlassen und nochmals versuchen, eine Rolle zu bekommen, wie sie sie sich wünschte, und die Schauspielerin zu werden, die sie gern gewesen wäre, Lerice hat sich der Farmerei verschrieben, ebenso bedingungslos und hingebungsvoll, wie sie einst die Phantasiegebilde eines Stückeschreibers mit Leben erfüllte. Ohne sie hätte ich längst aufgegeben. Ihre schlanken Hände, einst so wohl gepflegt - wenn sie auch nie rot lackierte Nägel und Brillantringe trug -, sind hart wie Hundepfoten.

Ich bin natürlich nur abends und an den Wochenenden dort. Ich bin Teilhaber eines Reisebüros für Luxusreisen, das gut floriert - was es auch muß, wie ich Lerice erkläre, damit wir die Farm betreiben können. Wohl weiß ich, daß dies über unsere Verhältnisse geht, wohl widert mich der süßliche Geruch des Federviehs, das Lerice aufzieht, so sehr, daß ich den Auslauf meide: und doch ist die Farm schön, auf eine Art, die ich beinahe vergessen hatte - ganz besonders sonntagmorgens, wenn ich gleich nach dem Aufstehen auf die Koppel hinausgehe und nicht die Palmen und den Fischteich und das kunststeinerne Vogelbad der Vororte sehe, sondern weiße Enten auf dem Deich, das Luzernefeld, glänzend wie künstliches Gras in einem Schaufenster, und den stämmigen kleinen Bullen mit dem scheelen Blick, der sich wollüstig, aber gelangweilt von einer seiner Damen zart das Gesicht lecken läßt. Dann kommt wohl Lerice heraus, ungekämmt, in der Hand einen Stock, von dem Desinfektionsmittel tropft. Sie steht eine Weile mit einem so träumerischen Blick da, wie sie ihn in diesen Theaterstücken manchmal spielte. »Morgen werden sie sich paaren«, prophezeit sie. »Es ist ihr zweiter Tag. Sieh nur, wie sie ihn liebt, meinen kleinen Napoleon.« Und am Sonntagnachmittag, wenn wir Besuch haben und ich die Drinks eingieße, höre ich mich sagen: »Wenn ich jeden Tag so aus der Stadt nach Hause fahre, vorbei an den Reihen der Vororthäuser, frage ich mich, wie zum Teufel wir das je haben aushalten können ... Wollt ihr euch nicht mal umschauen?« Und schon stolpern eine hübsche junge Frau und ihr Mann hinter mir her zu unserem Flußufer hinunter, sie zerreißt sich dabei die Strümpfe an den Maisstengeln und steigt über Kuhfladen, um die grünschillernde Fliegen summen, und sagt: Die Spannungen in dieser verdammten Stadt! Dabei wohnt ihr noch nahe genug, um zu einer Show reinzufahren. Ich finde es wundervoll. Ihr habt beides zugleich!«

Und für einen Augenblick genieße ich den Triumph - so als hätte ich es wirklich erreicht, das Unmögliche, um das ich mich mein Leben lang bemüht habe, so als *könnte* man beides zugleich haben, als müßte man nicht entweder den einen oder den anderen Weg gehen, sondern könnte einen dritten finden, auf den man überhaupt nicht gefaßt war.

Aber selbst in mehr nüchternen Momenten, wenn ich Lerices Begeisterung für das erdverbundene Leben ebenso verwirrend finde wie einst ihre Begeisterung für die Schauspielerei und sie in meiner, wie sie es nennt, Eifersucht auf ihre Begeis terungs fähigkeit einen schwerwiegenden Beweis meiner Unzulänglichkeit als Partner für sie sieht, so glauben wir doch, daß wir zumindest jenen der Stadt eigenen Spannungen ehrlich entkommen sind, von denen unsere Besucher sprechen. Wenn Johannesburger von »Spannung« reden, so meinen sie nicht die hastenden Menschen in verstopften Straßen, das Streben nach Geld oder den allgemeinen Konkurrenzgeist des Großstadtlebens. Sie meinen die Schußwaffen unter den Kopfkissen der Weißen und die Einbruchssicherungen vor ihren Fenstern. Sie meinen jene beklemmenden Augenblicke in der Stadt, wenn ein Schwarzer einem Weißen den Weg nicht freigeben will.

Draußen auf dem Land, und seien es auch nur zehn Meilen von der Stadt, ist das Leben besser.

Auf dem Land gibt es noch immer einen Rest aus der Zeit vor der Umwälzung - unsere Beziehungen zu den Schwarzen sind beinahe noch feudal; falsch, glaube ich, überholt, aber immerhin angenehmer. Wir haben keine Gitter gegen Einbrecher, keine Schußwaffe. Lerices Farmboys leben zusammen mit ihren Frauen und Kindern auf dem Anwesen. Sie brauen ihr Sauerbier ohne Angst vor Polizeirazzien. Wir haben uns im Grunde immer etwas darauf zugute gehalten, daß die armen Teufel bei uns nicht viel zu befürchten haben. Lerice paßt sogar auf ihre Kinder auf, so gut eine Frau das kann, die nie ein eigenes Kind gehabt hat, und sie behandelt alle - Kinder und Erwachsene - wie Babys, wann immer sie krank sind.

Wir waren deshalb nicht besonders überrascht, als im letzten Winter der Boy Albert eines Nachts an unser Fenster klopfte, lange nachdem wir zu Bett gegangen waren. Ich schlief nicht in unserem gemeinsamen Bett, sondern in dem kleinen Ankleide- und Wäschezimmer nebenan, weil Lerice mich geärgert hatte und ich nicht etwa weich werden wollte, nur weil ich den Puderduft ihrer gebadeten Haut roch.

Sie kam und weckte mich. »Albert sagt, einer von den Boys ist sehr krank«, sagte sie. »Ich glaube, du solltest runtergehen und nachsehen. Er weckt uns um diese Zeit bestimmt nicht ohne Grund.«

»Wie spät ist es?«

»Was tut das zur Sache?« Lerice ist so aufreizend logisch.

Ungeschickt stand ich unter ihren Augen auf (warum nur komme ich mir immer wie ein Narr vor, wenn ich sie in ihrem Bett allein gelassen habe? Die Art, wie sie dann beim Frühstück am nächsten Morgen an mir vorbeisieht, während sie mit mir spricht, beweist doch, daß sie sich verletzt und gedemütigt fühlt, weil ich sie nicht haben wollte) und ging schlaftrunken hinaus.

»Welcher Boy ist es?« fragte ich Albert, als wir dem schwankenden Schein meiner Taschenlampe folgten.

«Er ist sehr krank. Sehr krank, *Baas*«, sagte er.

»Aber wer? Franz?« Ich erinnerte mich, daß Franz letzte Woche einen schlimmen Husten gehabt hatte.

Albert gab keine Antwort. Er hatte mir den Weg überlas sen und ging neben mir im hohen, dürren Gras. Als der Schein der Lampe sein Gesicht erfaßte, sah ich, daß er völlig außer sich war. »Was ist denn nun los?« forschte ich.

Er senkte den Kopf unter dem Lichtstrahl. »Ich weiß nicht, *Baas*. Petrus schickt mich.«

Verärgert trieb ich ihn zur Eile an, damit wir bald zu den Hütten kämen. Und dort, auf Petrus' eisernem Bettgestell, das auf Ziegelsteinen stand, lag ein junger Mann, tot. Auf seiner Stirn war noch ein wenig kalter Schweiß, sein Körper war warm. Die Boys standen da wie in der Küche, wenn entdeckt' wird, daß jemand einen Teller zerbrochen hat - schweigend, ohne einen Finger zu rühren. Eine Frau drückte sich im Dunkel herum, die Hände unter der Schürze zusammengepreßt.

Ich hatte seit dem Krieg keinen Toten mehr gesehen. Dies hier war etwas ganz anderes. Es ging mir wie allen, die da standen - ich kam mir nicht dazugehörig, nutzlos vor. »Was ist passiert?« fragte ich.

Die Frau schlug sich an die Brust und schüttelte den Kopf, um zu zeigen, wie jemand unter Qualen vergeblich nach Luft ringt.

Er war offenbar an Lungenentzündung gestorben.

Ich wandte mich an Petrus. »Wer war der Boy? Was hat er hier gemacht?« Im Schein einer Kerze, die auf dem Fußboden stand, sah ich, daß er weinte. Er folgte mir, als ich aus der Tür trat.

Draußen, im Dunkeln, wartete ich, daß er spräche. Doch er sagte nichts. »Na komm schon, Petrus, du mußt mir sagen, wer er war. War er ein Freund von dir?«

»Er ist mein Bruder, *Baas*. Er ist aus Rhodesien gekommen. Er wollte sich hier nach Arbeit umsehen.«

Die Geschichte schreckte Lerice und mich auf. Der junge Mann war zu Fuß aus Rhodesien gekommen, um in Johannesburg Arbeit zu suchen, hatte sich erkältet, als er unterwegs im Freien schlief, und hatte seit seiner Ankunft vor drei Tagen krank in der Hütte seines Bruders Petrus gelegen. Unsere Boys hatten Angst gehabt, uns um Hilfe zu bitten, da wir von seiner Anwesenheit nichts erfahren sollten. Rhodesische Eingeborene dürfen nicht ohne Genehmigung nach Südafrika kommen; der junge Mann war ein illegaler Einwanderer. Ohne Zweifel hatten unsere Boys dergleichen bereits mehrere Male erfolgreich durchgeführt.

Vermutlich waren schon eine Reihe von Verwandten die sieben- oder achthundert Meilen zu Fuß aus der Armut in das Paradies der modischen Anzüge, Polizeirazzien und schwarzen Slumsiedlungen gekommen, in ihr *Egoli*, die Stadt des Goldes, wie Johannesburg in der Bantusprache

*heißt. Sie mußten einen solchen Mann nur so lange auf unserer Farm unterbringen, bis sie für ihn Arbeit bei jemandem fanden, der für eine Arbeitskraft, die noch nicht von der Stadt verdorben war, gern das Risiko auf sich nahm, einen illegalen Einwanderer zu beschäftigen.*

Nun, dies war einer, der nie wieder aufstehen würde.

»Man sollte doch meinen, sie hätten spüren müssen, daß sie es *uns* sagen konnten«, äußerte Lerice am nächsten Morgen. »Wo der Mann doch krank war. Man hätte zumindest gedacht...« Wenn sie sich intensiv mit einer Sache beschäftigt, dann steht sie mitten im Zimmer, wie jemand, der im Begriff ist, zu einer Reise aufzubrechen, und sie betrachtet angelegentlich die vertrautes ten Gegenstände, als hätte sie sie nie zuvor gesehen ... Ich hatte beobachtet, daß sie sich vorher in der Küche, in Petrus' Gegenwart, so benahm, als hätte er sie gekränkt, ja verletzt.

Jedenfalls habe ich wirklich nicht mehr die Zeit oder die Lust, mich in unserem Leben um all das zu kümmern, um das wir uns, wie ich in Lerices erschrecktem und beschwörendem Blick lese, ihrer Meinung nach kümmern sollten. Sie ist eine Frau, der es nichts ausmacht, häßlich oder komisch auszusehen. Ich glaube, es würde ihr auch nichts ausmachen, ihr vor Bedrängnis und Unsicherheit seltsam entstelltes Gesicht zu sehen.

Ich sagte: »Ich glaube, nun muß ich wohl die ganze Dreckarbeit machen.«

Sie starrte mich noch immer an, mit diesem prüfenden Blick. Sie vergeudete ihre Zeit, das hätte sie wissen sollen.

»Ich werde der Gesundheitsbehörde Bescheid geben müssen«, sagte ich ruhig' »Sie können ihn nicht ohne weiteres wegkarren und beerdigen. Schließlich wissen wir gar nicht, woran er gestorben ist.«

Sie stand einfach da, als habe sie's aufgegeben - sie nahm mich einfach nicht mehr wahr.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich je so gereizt gewesen wäre. »Vielleicht war es was Ansteckendes«, sagte ich. »Wer kann das wissen.«

Es kam keine Antwort.

Ich führe nicht gern Selbstgespräche. Ich ging hinaus und schrie einem der Boys zu, er solle die Garage öffnen und mein Auto fertigmachen für meine morgendliche Fahrt in die Stadt.

Wie ich erwartet harte, stellte sich heraus, daß es ein tüchtiges Stück Arbeit war. Ich mußte die Polizei und die Gesundheitsbehörde informieren und eine Menge lästiger Fragen beantworten: Wie kam es, daß ich keine Ahnung von der Anwesenheit des Burschen gehabt hatte? Wenn ich die Unterkünfte meiner Eingeborenen nicht überwachte, wie wollte ich dann wissen, daß solche Dinge nicht ständig vor sich gingen? Und so weiter und so weiter. Und als ich aufbrauste und sagte, solange meine Eingeborenen ihre Arbeit machten, fühlte ich mich nicht berechtigt oder verpflichtet, meine Nase in ihr Privatleben zu stecken, warf mir der primitive, schwachköpfige Polizeisergeant einen jener Blicke zu, die nicht einem Denkvorgang im Gehirn entspringen, sondern einer Eigenschaft, die allen von der Herrenrasse-Theorie Besessenen gemein ist - einer törichten, geistlosen Sicherheit. Er grinste mich an, mit einem Ausdruck von Verachtung und Entzücken über meine Dummheit zugleich.

Dann mußte ich Petrus auseinandersetzen, warum die Gesundheitsbehörde die Leiche zur Leichen schau wegbringen würde - und was das ist, eine Leichenschau. Als ich mich ein paar Tage später telefonisch nach dem Ergebnis erkundigte, teilte man mir mit, die Todesursache sei Lungenentzündung gewesen (wie wir angenommen harten) und über die Leiche sei entsprechend verfügt worden. Ich ging hinaus zu Petrus, der gerade das Futter für die Hühner mischte, und erklärte ihm, alles sei in Ordnung, es werde keine Schwierigkeiten geben, sein Bruder sei an diesem Schmerz in der Brust gestorben. Petrus setzte die Paraffinbüchse ab und fragte: »Wann können wir ihn abholen gehen, *Baas?*«

»Abholen?«

»Ob Sie bitte fragen, wann wir hinkommen müssen, *Baas?*«

Ich ging wieder hinein und rief durch das ganze Haus nach Lerice. Sie kam die Treppe herunter, aus den Gästezimmern, und ich sagte: »Was soll ich denn jetzt machen? Ich habe mit Petrus gesprochen, und er hat seelenruhig gefragt, wann sie hingehen und die Leiche abholen können. Sie glauben, sie können ihn selber begraben.«

»Na, dann geh zurück und sag's ihm«, antwortete Lerice. »Du mußt es ihm sagen. Warum hast du's ihm denn nicht gleich gesagt?«

Als ich zu Petrus zurückkam, blickte er höflich auf.

»Hör mal, Petrus«, begann ich, »du kannst nicht hingehen und deinen Bruder holen. Sie haben es schon gemacht - sie haben ihn *begraben,* verstehst du?«

»Wo?« fragte er langsam, schwerfällig, als glaubte er, falsch verstanden zu haben.

»Sieh mal, er war ein Fremder. Sie wußten, er war nicht von hier, aber sie wußten nicht, daß ein paar von seinen Leuten hier leben, und da haben sie gedacht, sie müßten ihn begraben.« Es war schwierig, ein Armengrab als ein Privileg darzustellen.

»Bitte, *Baas,* Sie müssen sie fragen.« Aber er wollte damit
nicht sagen, daß er den Platz der Grabstelle wissen wollte. Er ignorierte ganz einfach die unbegreifliche Maschinerie, die sich, wie ich ihm erklärte, seines toten Bruders bemächtigt hatte. Er wollte seinen Bruder wiederhaben.

»Aber, Petrus«, entgegnete ich, »wie kann ich das? Dein Bruder ist schon beerdigt. Ich kann sie jetzt nicht fragen.«

»Oh, *Baas!«* sagte er. Er stand da, mit herabhängenden, kleieverschmierten Händen, seine Mundwinkel zuckten.

»Guter Gott, Petrus, die hören nicht auf mich! Sie können nicht auf mich hören. Es tut mir leid, aber ich kann es nicht machen. Verstehst du?«

Er sah mich nur weiter unverwandt an, von dem Wissen durchdrungen, daß Weiße alles haben, alles tun können, und wenn sie's nicht tun, so nur, weil sie es nicht wollen.

Und dann, beim Mittagessen, fing Lerice an. »Du könntest wenigstens anrufen«, sagte sie.

»Mein Gott, wofür hältst du mich? Soll ich etwa Tote wieder zum Leben erwecken?«

Aber mit solchen Übertreibungen konnte ich mich dieser unsinnigen Verantwortung nicht entziehen, die mir aufgebürdet worden war. »Ruf dort an«, fuhr sie fort. »Dann kannst du ihm wenigstens sagen, daß du es getan hast und daß man dir erklärt hat, es sei nicht möglich.«

Nach dem Kaffee verschwand sie irgendwo im Küchenbereich. Etwas später erschien sie wieder, um mir zu sagen: »Der alte Vater kommt zur Beerdigung aus Rhodesien. Er hat eine Einreiseerlaubnis gekriegt und ist schon unterwegs . «

Zu allem Unglück war es immerhin möglich, die Leiche zurückzubekommen. Die Behörde erklärte, es sei zwar etwas ungewöhnlich, aber da die Hygienebedingungen erfüllt worden seien, könne man die Erlaubnis zur Exhumierung nicht verweigern. Ich erkundete, daß die Kosten zusammen
mit der Forderung des Bestattungsunternehmers zwanzig Pfund betragen würden. Ah, dachte ich, damit ist die Sache erledigt. Bei fünf Pfund Monatseinkommen würde Petrus die zwanzig Pfund nicht haben, und das war auch gut so, denn dem Toten konnte es ja sowieso nicht nützen. Freilich durfte ich ihm auch nicht anbieten, die Kosten zu übernehmen. Zwanzig Pfund oder auch jede andere annehmbare Summe hätte ich ohne Murren für Ärzte oder Arzneien ausgegeben, die dem Burschen hätten helfen können, als er noch lebte. Da er nun einmal tot war, wollte ich Petrus nicht ermutigen, für eine bloße Geste mehr Geld zum Fenster hinauszuwerfen, als er das Jahr über ausgab, um seine ganze Familie zu kleiden.

Als ich ihm an jenem Abend in der Küche Bescheid gab, fragte er: »Zwanzig Pfund?«

»Ja, so ist es, zwanzig Pfund«, bestätigte ich.

Für einen Augenblick glaubte ich von seinem Gesicht abzulesen, daß er rechnete. Aber als er wieder zu sprechen begann, merkte ich, daß ich es mir nur eingebildet harte. »Wir müssen die zwanzig Pfund bezahlen!« sagte er mit einer Stimme, so entrückt, wie man von etwas Unerreichbarem spricht, an das zu denken gar nicht lohnt.

»Ist gut, Petrus.« Ich ging zurück ins Wohnzimmer.

Am nächsten Morgen, bevor ich in die Stadt fuhr, wollte Petrus mich sprechen. »Bitte, *Baas.«* Er übergab mir unbeholfen ein Bündel Geldscheine. Die armen Teufel kommen so selten in die Lage, zu geben, statt zu nehmen, daß sie wirklich nicht wissen, wie man einem Weißen Geld gibt. Da waren sie, die zwanzig Pfund, in Ein- und Halbpfundnoten, einige zerknittert und gefaltet, bis schmutzige Lappen daraus geworden waren, andere glatt und ziemlich neu - das Geld von Franz, nehme ich an, und von Albert, von der Köchin Dora und von dem Gärtner Jacob, und Gott weiß von wem noch, von all den Farmen und Kleinwirtschaften ringsum. Ich nahm es wirklich mehr verwirrt als erstaunt entgegen - verwirrt über die Verschwendung, das nutzlose Opfer dieser armen Leute. Ganz wie die Armen überall, die sich die Annehmlichkeiten des Lebens versagen, um sich einen anständigen Tod zu sichern: so völlig unverständlich für Menschen wie Lerice und mich, die meinen, man sollte im Leben verschwenden, und die den Tod, wenn sie wirklich über ihn nachdenken, als endgültigen Bankrott betrachten.

Die Dienstboten arbeiten am Sonnabend nachmittag ohnehin nicht, so war dies für die Beerdigung der geeignete Tag. Petrus und sein Vater hatten sich unseren Eselskarren geliehen, um den Sarg aus der Stadt zu holen, wo alles, wie Petrus Lerice bei der Rückkehr erklärte, »gerichtet« war: Der Sarg stand bereit - schon verschlossen, um ihnen einen wohl ziemlich

unangenehmen Anblick zu ersparen, zwei Wochen nach der Beerdigung. (So lange hatten die Behörde und das Beerdigungsinstitut für die Vorbereitungen zur Überführung der Leiche gebraucht.) Den ganzen Vormittag stand der Sarg in Petrus's Hütte und wartete auf die Reise zu dem kleinen alten Friedhof direkt vor der östlichen Grenze unserer Farm, einem Überbleibsel aus den Tagen, als hier noch ein richtiger Farmdistrikt war und nicht nur ein modisches Landgut. Rein zufällig war ich unten in der Nähe des Zauns, als die Prozession vorbeizog; Lerice hatte wieder einmal ihr Versprechen vergessen und das Haus an einem Sonnabendnachmittag unbewohnbar gemacht. Ich war nach Hause gekommen und wütend geworden, als ich sie in schmuddligen alten Hosen antraf, das Haar seit dem Abend zuvor nicht gekämmt: Sie hatte doch wahrhaftig den ganzen Lack vom Wohnzimmerfußboden abgekratzt. So hatte ich meinen Golfschläger genommen und war gegangen, meine Annäherungsschläge zu üben. In meinem Ärger hatte ich die Beerdigung vergessen und wurde erst wieder daran erinnert, als ich den Leichenzug den Weg am Zaun zu mir heraufkommen sah. Von meinem Standort aus reichte der Blick bis zu den Gräbern, und an jenem Tag spielte die Sonne auf Tonscherben, auf einem schiefen selbstgezimmerten Kreuz und auf Marmeladegläsern, braun vom Regenwasser und von verwesten Blumen.

Ich fühlte mich ein bißchen unbehaglich und wußte nicht so recht, ob ich weiter meinen Golfball schlagen oder wenigstens so lange aufhören sollte, bis die ganze Versammlung vorüber wäre' Der Eselskarren knarrte und quietschte bei jeder Radumdrehung, er kam langsam und zögernd heran und nahm sich seltsam aus mit den beiden Eseln, die ihn zogen, die kleinen Dickbäuche aufgescheuert und rauh, die Köpfe zwischen die Deichseln gesenkt und die Ohren ergeben nach hinten gelegt. Seltsam nahm sich auch die Gruppe von Männern und Frauen aus, die langsam hinterherzog. Der geduldige Esel. Da kannst du sehen, dachte ich, warum dieses Geschöpf zu einem biblischen Symbol geworden ist. Dann war der Zug auf meiner Höhe und hielt an, so daß ich meinen Schläger hinlegen mußte. Der Sarg wurde vom Karren heruntergehoben - er war aus gelblackiertem glänzendem Holz, wie billiges Mobiliar -, und die Esel zuckten mit den Ohren, um die Fliegen zu verscheuchen. Petrus, Franz, Albert und der alte Vater aus Rhodesien hoben ihn auf die Schultern, und die Prozession setzte ihren Weg zu Fuß fort. Es war wirklich ein sehr peinlicher Augenblick. Ich stand ziemlich albern am Zaun, ganz still, und langsam zogen sie vorüber, ohne aufzublicken, die vier unter der Last des glänzenden Holzkastens gebeugten Männer und der Zug der Trauernden. Sie alle waren unsere Dienstboten oder Dienstboten des Nachbarn, von denen ich wußte, daß sie gelegentlich über unsere Farm- oder Küchenangelegenheiten klatschten. Ich hörte den alten Mann atmen.

Ich hatte mich gerade gebückt, um meinen Schläger aufzuheben, als eine Art Mißklang in ihre feierliche Stimmung kam. Ich spürte das sofort, wie man eine warme Strömung in der Luft oder eine kalte Strömung in einem ruhigen Fluß spört, die einen plötzlich an den Beinen packt. Der Alte murmelte etwas, die Leute waren verwirrt stehengeblieben, prallten gegeneinander, einige drängten, man solle weitergehen, andere [illegible] Ruhe fordernd. Ich sah, daß sie bestürzt waren, aber sie konnten die Stimme nicht überhören; sie hatte etwas von dem Gemurmel eines Propheten, das, wenn auch langsam, die Aufmerksamkeit zu fesseln beginnt. Der Sarg neigte sich an der Ecke, wo der Alte ihn trug. Der schien sich von dem Gewicht befreien zu wollen. Jetzt stellte Petrus ihn zur Rede.

Der kleine Junge, den man als Hüter bei den Eseln zurückgelassen hatte, lief herbei, um zu sehen, was es gäbe. Ich weiß nicht warum - vielleicht aus dem gleichen Grund, aus dem sich Leute um jemand drängen, der in einem Kino ohnmächtig geworden ist -, ich bog jedenfalls den Drahtzaun auseinander, kroch hindurch und folgte dem Kleinen.

Petrus richtete die Augen auf mich, auf irgend jemand, mit einem Blick voller Qual und Entsetzen. Der alte Mann aus Rhodesien hatte den Sarg losgelassen, und die drei anderen, die ihn allein nicht mehr halten konnten, hatten ihn niedergesetzt auf den Weg. Schon flimmerte ein leichter Staubfilm auf den glänzenden Seitenwänden. Ich konnte nicht verstehen, was der alte Mann sagte, ich zögerte, mich einzumischen. Aber jetzt wandte sich die ganze aufgebrachte Gruppe gegen mein Schweigen. Der alte Mann kam zu mir herüber, die zitternden Hände ausgestreckt, und sprach mich direkt an, er sagte etwas, was dem Tonfall nach schrecklich und außergewöhnlich war, ohne daß ich seine Worte verstehen konnte.

»Was sagt er, Petrus? Was ist los?« fragte ich.

Petrus hob die Hände, senkte den Kopf und schüttelte ihn hysterisch. Unvermittelt sah er mir

ins Gesicht. »Er sagt: ›Mein Sohn war nicht so schwer.‹ «

Schweigen. Ich hörte den alten Mann atmen; seinMund stand ein wenig offen, wie bei manchen alten Leuten.

»Mein Sohn war jung und dünn«, sagte er schließlich auf englisch.

Wieder Schweigen. Dann redeten alle durcheinander. Der alte Mann wetterte gegen jeden. Er harte nur noch wenige gelbe Zähne und so einen prächtigen, ausladenden grauen Bart, von der Art, wie man sie heute nicht mehr oft sieht und deren Vorbild gewiß bei den frühen Erbauern des Empire zu suchen war. Der Bart schien all seinen Äußerungen ein besonderes Gewicht zu verleihen, vielleicht nur, weil er das Symbol der überkommenen Altersweisheit war - eine Vorstellung, die so tief verwurzelt ist, daß sie gegen alle Vernunft ernst genommen werden muß. Er erschreckte sie, sie hielten ihn für verrückt, mußten ihm aber doch zuhören. Er begann, mit bloßen Händen den Sargdeckel aufzubrechen, und drei Männer kamen ihm dabei zu Hilfe. Dann setzte er sich auf die Erde; sehr alt, sehr schwach, unfähig zu sprechen, hob er nur die zitternden Hände und wies auf das, was er sah. Er gab auf, er überließ es ihnen, er war zu nichts mehr zu gebrauchen.

Sie drängten sich um den Sarg (ich auch) - und nun vergaßen sie die Umstände dieser Überraschung und den Anlaß der Trauer, mit dem sie verbunden war, und gingen für Minuten völlig in Staunen darüber auf. Sie keuchten und schwatzten laut vor Erregung. Ich sah sogar den kleinen Jungen, der die Esel gehalten hatte, immer wieder hochspringen, fast heulend vor Zorn, weil ihm die Erwachsenen die Sicht nahmen.

Im Sarg lag ein Unbekannter, ein kräftig gebauter, ziemlich hellhäutiger Eingeborener mit einer sauber vernähten Narbe an der Stirn - vielleicht von einem Schlag bei einer Rauferei, bei der er noch eine andere, sich erst später auswirkende Verletzung davongetragen hatte, an der er gestorben war.

Ich rangelte mich wegen der Leiche eine Woche lang mit den Behörden. Mir schien, daß man dort über den eigenen Fehler schwer betroffen war, aber bei den vielen anonymen Toten nicht imstande, die Sache in Ordnung zu bringen. Sie sagten mir: »Wir versuchen, das zu klären« und: »Unsere Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen.« Es war, als könnte es jeden Augenblick geschehen, daß sie mich in ihr Leichenschauhaus führten und sagten: »Da! Heben Sie die Tücher an, suchen Sie ihn heraus, den Bruder Ihres Hühnerboys. Es sind so viele schwarze Gesichter - eins wird doch bestimmt passen?« Und jeden Abend, wenn ich nach Hause kam, wartete Petrus in der Küche.

»Tja, sie bemühen sich. Sie suchen noch. Der *Baas* kümmert sich für dich darum, Petrus«, sagte ich ihm dann. »Mein Gott, die Hälfte der Zeit, die ich im Büro sein müßte, verbringe ich damit, am anderen Ende der Stadt herumzukutschen und diese Sache zu verfolgen«, fügte ich eines Abends, nur für Lerice verständlich, hinzu.

Sie und Petrus sahen mich unverwandt an, während ich sprach, und in solchen Augen blicken, so unglaublich es klingt, glichen sie einander völlig - meine Frau, die hagere Engländerin mit der hohen weißen Stirn, und der Hühnerboy mit den schwieligen nackten Füßen, der an den Knien zusammengebundenen Khakihose und dem starken Geruch von nervösem Schweiß, den seine Haut ausströmte.

»Was macht dich denn so ungehalten, warum nimmst du denn die Sache jetzt so ernst?« fragte Lerice unvermittelt.

Ich starrte sie an. »Aus Prinzip. Warum sollen sie mit so einem Schwindel davonkommen? Es muß sich endlich mal jemand finden, der die Mühe auf sich nimmt, es diesen Bürokraten zu zeigen.«

»Oh«, sagte sie. Und als Petrus behutsam die Küchentür öffnete, um zu gehen, weil er merkte, daß wir über ihn hinweg redeten, wandte auch sie sich ab.

Ich machte Petrus jeden Abend neue Versprechungen, aber obwohl ich mich stets wiederholte, dasselbe sagte und im gleichen Ton, klang es jeden Abend schwächer. Schließlich wurde klar, daß wir Petrus' Bruder nie zurückbekommen würden, weil niemand wirklich wußte, wo er war. Irgendwo auf einem Friedhof, so einförmig wie ein Neubauviertel, irgendwo unter einer Nummer, die nicht zu ihm gehörte, oder vielleicht bei den Medizinstudenten, mit Fleiß zu Muskelschichten und Nervensträngen reduziert? Gott mochte es wissen. Der Mensch hatte in dieser Welt so oder so keine Identität gehabt. Erst jetzt bat mich Petrus, voller Scham, ich solle versuchen, das Geld zurückzubekommen.

»Wenn man ihn hört, könnte man denken, er beraube seinen toten Bruder«, bemerkte ich später zu Lerice. Aber wie schon gesagt, sie hatte sich in der Angelegenheit so engagiert, daß sie nicht einmal ein kleines ironisches Lächeln zu würdigen wußte.

Ich bemühte mich, das Geld zu bekommen. Lerice bemühte sich. Wir telefonierten und stritten, aber es führte zu nichts. Das Beerdigungsinstitut hatte anscheinend das meiste gekostet, und die Leute hatten schließlich ihre Arbeit getan. Also war all das Geld weggeworfen, sinnloser noch für die armen Teufel, als ich anfangs gedacht hatte.

Der alte Mann aus Rhodesien war ungefähr so groß wie Lerices Vater, so gab sie ihm einen alten Anzug von ihm, und er kehrte nach Hause zurück, für den Winter besser ausgestattet als bei seiner Ankunft.

## Appendix D

"Der Geruch von Tod und Blumen" (East German text). In: Nadine Gordimer, *Sechs Fuß Erde*. Berlin: Verlag Volk und Welt.

## Der Geruch von Tod und Blumen

Für Johannesburger Verhältnisse war die Party ungewöhnlich. Ein junger Mann namens Derek Ross - jetzt nicht zu sehen hinter der »Bar« - hatte Weiße und Schwarze, Inder und Mischlinge zu Freunden, und manchmal lud er sie alle zusammen in seine Wohnung ein. Die meisten gehörten zu jener Minderheit, die sich nicht um Unterschiede in der Hautfarbe kümmerte, sei es auf Grund ihrer geistigen Unabhängigkeit oder ihres besonders hochentwickelten Sinnes für menschliche Würde, sei es aus politischen oder religiösen Gründen. Aber immer waren einer oder zwei dabei, Weiße, die wie Touristen kamen, den Anblick zu bestaunen und zu zeigen, daß es ihnen nichts aus machte; und ein oder zwei Schwarze oder Braune oder Inder, die sprachlos waren, daß die weißen Gäste sie so einfach akzeptierten.

Aus einer der Gruppen, die im Schatten der Tanzenden auf Liegen und geborgten harten Stühlen im Gespräch zusammenhockten wie Schutzsuchende unter einer Klippe, ragte ein Mann in grauem Anzug hervor, Malcolm Barker. »Warum sollen wir nicht die Strafe zahlen und die Sache ist erledigt?« sagte er gerade.

Die beiden Leute, zu denen er sprach, schwiegen, so daß all die Geräusche des Augenblicks, begleitet von dem Gewimmer des Grammophons, in die Unterhaltung einbrachen. Die hübsche Brünette sagte hastig, in eindringlichem Ton: »Nun, für Jessica Malherbe wäre es nicht dasselbe. Es ist nicht ganz dasselbe, wißt ihr ...« Da ihr eine nähere Erklärung nicht möglich war, warben ihre starren getuschten Wimpern flatternd um Bestätigung und um Wohlwollen bei einem Mann, der mit seinem rötlichen Bart und seinen flach anliegenden, tief sitzenden Ohren wie ein zorniger Kater aussah.

»Das ist eine prinzipielle Sache«, erwiderte er, zu Malcolm Barker gewandt.

»Ach ja, ich verstehe«, räumte Malcolm ein. »Für jemand wie die Dame Malherbe ist es eine ganz andere Sache, drei Wochen im Gefängnis zu sitzen, als die Strafe zu zahlen.«

Die Brünette schlug ein Bein über das andere, nahm es dann aber gleich wieder zurück. »Das ist es eigentlich nicht«, sagte sie. »Es ist nicht das Unerfreuliche am Gefängnisaufenthalt. Nicht eine Art Märtyrertum. Es geht einfach um das Prinzip.« In diesem Augenblick streckte sich eine schwarze Hand aus der Menge der Tanzenden und zog die Frau auf die Füße. Sie entfernte sich, und beim Tanzen redete sie lebhaft auf ihren afrikanischen Partner ein, der die Lider halb geschlossen hielt, während sie seinen leichten Tanzschritten folgte. Der rotbärtige Mann stand wortlos auf und schob sich durch die Tanzenden zur »Bar« auf der anderen Seite des Zimmers, einem Küchentisch voller Bier- und Ginflaschen.

*»Satyagraha«*, sagte Malcolm Barker, wie ein Ungläubiger, dem es Vergnügen macht, das heilige Wort auszusprechen, das die Gläubigen nicht zu mißbrauchen wagen.

Eine riesige, unansehnliche Afrikanerin, die neben ihm saß, lächelte ihn unsicher und beflissen an. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, was er gesagt hatte.

Er erwiderte ihr Lächeln, so als wollte er durch Hypnose ein schreckliches Tier von sich fernhalten. Dann beugte er sich plötzlich zu ihr und fragte mit außergewöhnlich lauter, tiefer Stimme: »Was machen Sie? Sind Sie Lehrerin?«

Ehe die Frau antworten konnte, stützte Malcolm Barkers junge Schwägerin, die bisher stumm, rosig und teilnahmslos wie eine Porzellanfigur hinter ihm auf der Fensterbank gesessen hatte, ihre Hand auf seinen Stuhl und sagte eindringlich, dicht an seinem Ohr: »Ist Jessica Malherbe wirklich im Gefängnis gewesen?«

»Ja, in Port Elizabeth. Und in Durban, hat man mir gesagt. Und nun leitet sie diese Aktionen vom passiven Widerstand gegen bestehende Anordnungen mit; nächsten Dienstag wollen sie in so eine *location* gehen, die Europäer nicht betreten dürfen. Sie wird also wieder im Gefängnis landen. Um Gottes willen, Joyce, warum trinkst du dieses Zeug? Ich hab dir doch gesagt, daß dieser Punsch der billigste Dreck ist, den es gibt -«

Aber das Mädchen hörte ihm nicht mehr zu. Ihr feingeschnittenes Gesicht mit der edlen kurzen Nasenlinie eines von Marie Laurencin gemalten Kopfes wandte sich über dem recht vollen, langen Hals lässig hierhin und dorthin, und sie blickte mit ausdrucksloser Miene im Zimmer umher. Ihre Schönheit war vor allem zweidimensional: flach, auffallend pastellfarben, als wäre die Maske des Makeup auf der faltenlosen Haut das Gesicht; hätte

man sie umgedreht, wäre man kaum überrascht gewesen, Leinwand zu .entdecken. Ihr Leben lang hatte sie darunter gelitten, daß sie den Eindruck erweckte, nicht ganz wirklich zu sein.

»Sie sieht so nett aus«, sagte sie, die Augen noch immer auf einen Punkt nahe der Tür geheftet. »Ich meine, sie benutzt gutes Parfüm, und all das. Man kann sich das nicht vorstellen. «

Ihr Schwager wollte dem Mädchen ungeduldig das Glas Alkohol aus der Hand nehmen, wie man einem Kind etwa eine Schere wegnimmt, sie aber nahm das Glas von einer Hand in die andere, aus seiner Reichweite, ohne ihn oder ihre Hände anzusehen. »Der Brandy ist wenigstens in einer Flasche mit erkennbarem Etikett«, äußerte er mürrisch. »Ich weiß nicht, warum du dich nicht daran hältst.«

»Ich möchte wissen, ob sie dasselbe Essen bekommen hat wie die anderen«, sagte das Mädchen.

»Du wirst morgen halbtot sein«, fuhr er fort, »und Madeline wird mir die Schuld geben. Du bist ein eigensinniger kleiner Teufel.«

Ein großer, schlampiger junger Mann, dessen blonder Kopf wie eine zerzauste Palme alle anderen überragte, näherte sich mit einem einfältigen, betrunkenen Lächeln und forderte Joyce mit übertriebener Höflichkeit zum Tanz auf. Sie trank ohne Hast ihr Glas leer, setzte es vorsichtig auf die Fensterbank und ging mit ihm davon; ihre schmale Taille lag gerade und korrekt in seinem langen Arm. Ihr Schwager sah eine Weile verwirrt hinterher und schloß dann die Augen, gelangweilt oder erschöpft.

Der junge Mann sagte beim Tanzen zu ihr: »Du bist den ganzen Abend deinem Mann - oder wer immer das ist - nicht von der Seite gewichen. Was soll das?«

»Er ist mein Schwager«, erwiderte sie. »Meine Schwester konnte nicht kommen, weil ihr Kind Fieber hat. «

Er drückte ihre Taille, die kaum nachgab, wie der frische Stengel einer Blume. »Kenne ich deine Schwester?« fragte er. Hin und wieder übermannte ihn seine Trunkenheit wie eine wohlige Schwäche, so daß seine Lider schwer heruntersanken, und dann tat er, als kniffe er sie absichtlich zusammen.

»Kann sein. Madeline McCoy - jetzt Madeline Barker. Sie ist Malerin. Sie hat die Kunstgewerbeschule für Afrikaner gegründet. «

»Ach ja. Ja, ich weiß«, sagte er. Plötzlich drehte er sie mit der einen Hand von sich weg, bewegte sich mit ein paar lockeren Schritten um sie herum, verlor sie beim Zusammenstoß mit einem anderen Paar, zog sie wieder zu sich heran und brachte sie mit einem zärtlichen Druck kurz vor der Mauer von Menschen zum Stehen, die sich wie Rugbystürmer dicht an dicht um den Küchentisch mit den Getränken drängten. Er schob sie durch die Menge zum Tisch.

»Was möchtest du, Roy, mein Junge?« fragte ein kleiner sehr dunkelhäutiger Afrikaner und strahlte sie von unter herauf an.

»Ich nehme einen Barberton.« Der junge Mann drückte dem Afrikaner eine Hand auf den Kopf und grinste.

»Ach, das Zeug taugt nichts. Zuckerwasser. Ich will dir einen Schuß Ananas geben, so wie Mutter ihn macht.«

Einen Augenblick überlegte das Mädchen, ob eine der Flaschen tatsächlich Ananas oder Barberton enthielt, zwei berüchtigte Getränke der Afrikaner, die in den [illegible] abgesonderten Slums lebten. Ananas, so wußte sie, wurde aus der vergorenen Frucht hergestellt und galt als außerordentlich berauschend; sie hatte einmal einen Zeitungsbericht über eine Razzia in einer illegalen Branntweinschenke gelesen, wo man im Barberton noch einen abgeschlagenen menschlichen Fuß fand - ob als aromatischer Zusatz oder als Hexenwürze, war unklar.

Aber sie wurde sofort beruhigt. »Mach dir keine Gedanken«, sagte eine gutaussehende Blondine, deren Makeup tiefe Sonnenbräune vortäuschte. »Es gibt keine Destille, die jemals was Giftigeres hergestellt hätte als dieses Gin- Punsch-Zeug von Derek. « Der Gastgeber versorgte an der Bar seine Gäste, und sie winkte ihm mit ihrem Glas zu, in dem das Gemisch war, das das Mädchen drüben am Fenster getrunken hatte.

»Kein Gin. Es ist Arrak - wunderbar«, sagte Derek. »Was möchtest du, Joyce?«

»Joyce«, sagte der hoch aufgeschossene junge Mann, mit dem sie getanzt hatte. »Joyce. Das ist ein hübscher Name für sie. Nun sag ihr meinen.«

»Roy Wilson. Aber ihr scheint einander ganz gut ohne Namen zu kennen«, entgegnete Derek. »Das ist Joyce McCoy - Joyce, das sind Matt Shabalala, Brenda Shotley, Mahinder Singh, Martin Mathlongo.«

Sie lächelten dem Mädchen zu: der Afrikaner mit dem glänzenden Gesicht, der ihr bis an die Schultern reichte, die blonde Frau mit der rissigen Schminke auf den Wangen,der stattliche, gelehrt wirkende Inder mit dem hohen, kahlen Schädel, der häßliche Mann mitder hellen Haut, hell genug, daß die vielen Sommersprossen in seinem fleischigen Gesicht zu sehen waren.

Sie sagte zum Gastgeber: »Ich möchte noch mal dasselbe, Derek. Deine Mischung.« Und noch ehe sie das Zeug geschlürft hatte, fühlte sie, wie sich in ihrem Innern eine sanfte Wärme aus breitete, und sie sagte lautlos die Namen vor sich hin - Matt Shabalala, Martin Math-longo, Ma-hinder Singh. Wie sie so dastand, konnte sie aus dem Augenwinkel Jessica Malherbe sehen, eine kleine, rundliche weiße Frau in einem eleganten schwarzen Kleid, deren Haar wie der Flügel eines Vogels schimmerte, wenn sie beim Sprechen den Kopf im Licht drehte.

Dann geschah es, gerade als das Mädchen am empfänglichsten dafür war, gerade, als die Zeit gekommen war. Der kleine Afrikaner namens Matt sagte: »Das ist Miss Joyce McCoy - Eddie Ntwala«, und beobachtete.mit einem Lächeln, wie ihre Hand in die schlanke Hand eines großen, hellhäutigen Afrikaners glitt, der den müden, taxierenden, zynischen Blick eines Mannes hatte, der zuviel trinkt, um seinen Verstand zu betäuben. Aus der Art, wie der kleine Shabalala den Mann vorstellte, schloß sie, daß er jemand Bedeutendes sein mußte, jemand, der Bewunderung genoß, ein Führer, dessen Eigenheiten - die abgebrochenen Reste stattlicher, vom Rauchen verfärbter Zähne, die er beim Lächeln zeigte, der zerknitterte, schief hängende Schlips - für alle, die ihn kannten, davon sprachen, daß er sich in tausend unterschiedlichen Situationen ausgezeichnet harte.
Sie lächelte als wollte sie sagen: Natürlich, Eddie Ntwala persönlich, ich wußte es ja, und ihre Hände trennten sich und sanken herab.

Der Mann schien sie nicht anzusehen - schien auch die anderen oder Shabalala nicht anzusehen. Um seinen Mund spielte ein leichtes Lächeln, ein allgemeines Lächeln, für jedermann. »Tanzen?« sagte er und schlug ihr leicht auf die Schulter. Sie wandten sich zusammen der Tanzfläche zu.

Eddie Ntwala tanzte gut und selbstvergessen, wenn auch nicht sehr abwechslungsreich. Joyces rechte Hand lag in seiner Linken, seine rechte in der Biegung ihres Rückens, gerade so - nun, als wäre er jemand anderes. Und es war das erstemal - das erstemal in ihrem einundzwanzigjährigen Leben. Ihr Kopf reichte gerade bis zu seinem Rockaufschlag, und sie spürte den schwachen Geruch nach Zigarettenrauch, der dem Stoff anhaftete. Als der Mann den Kopf drehte und sein Atem sie streifte, streifte sie auch der bekannte Geruch von Wein oder Brandy, der beim Tanzen von Männern ausgeht. Ließ man seine Augen außer acht - Augen, die sie in anderen Gesichtern schon wahrgenommen hatte, sich fragend, ob sie je alt genug sein würde, sie zu verstehen -, sah er natürlich ganz so aus wie jeder »Laufboy« oder »Hausboy«. Er hatte die gleiche kurzgeschorene Wolle auf dem Kopf, die gleiche glatte braune Haut, die gleichen hübschen hohen Wangenknochen, die gleiche kleine Nase mit den breiten Nasenlöchern. Nur, er hatte seinen Arm um sie gelegt und hielt ihre Hand, und er führte sie durch die üblichen Arabesken des gepflegten Tanzes. Sie wollte nicht zulassen, daß ihr Gehirn die Worte formulierte: Ich tanze mit einem Schwarzen. Aber sie gestattete sich mit der vorsichtigen Objektivität wissenschaftlicher Untersuchung im stillen die Frage: Empfinde ich etwas? Was empfinde ich? Der Mann fing an, ein Bruchstück der Melodie mitzusummen, wie jemand, der plötzlich Musik aus vergessener Jugendzeit hört; und während das Summen in seiner Brust vibrierte, bemühte sie sich, ohne den Kopf zu bewegen, seine äußerst wohlgeformte Hand anzusehen - eine fast weibliche Hand, verglichen mit den Händen der meisten Weißen -, dunkelbraun gegen ihre eigene weiße, der dunkle Daumen und der helle gekreuzt, die dunklen Finger und die hellen verschränkt. Tanze ich immer so? fragte sie sich eindringlich. Halte ich meinen Rücken immer so, bin ich sonst auch so gelöst, halte ich mich genauso zurück?

Sie sagte sich, sie tanze, wie sie immer tanzte.

Ich empfinde nichts, dachte sie. Ich empfinde nichts.

Und auf einmal ergriff Erleichterung, eine gelinde freudige Erregung von ihr Besitz, so daß sie imstande war, mit dem Mann eine Unterhaltung zu beginnen. Schließlich war sie kein Mädchen, dem das Plaudern leichtfiel, sie wußte, mindestens die Hälfte der jungen Männer, die sich drängten von ihrer außerordentlichen Schönheit, auf Partys zu flogen, sie zum Tanzen zu holen, forderten sie nicht wieder auf, weil sie ihre ausgedehnten Schweigeminuten nicht ertragen konnten. Aber jetzt sagte sie mit ihrer monotonen, leisen Stimme ein paar Dinge, die sie sagen konnte - Bemerkungen über die Musik und die angenehme Regennacht draußen.

Er lächelte sie gelangweilt und nachsichtig an und hörte einfach nicht zu. Dann sagte er, wie um seine Unaufmerksamkeit wettzumachen:» Kommst aus England?«

»Ja. Aber ich bin keine Engländerin. Ich bin Südafrikanerin, hab aber die letzten fünf Jahre in England gelebt. Ich bin erst seit Dezember wieder in Südafrika. Derek habe ich schon gekannt, als ich noch ein kleines Mädchen war«, setzte sie

hinzu in dem Gefühl, ihre Anwesenheit in einer Gruppe erklären zu müssen, die, wie sie plötzlich empfand, sich einer Auszeichnung oder eines Privilegs bewußt war.

»England .. .« Er lächelte zu ihr hinab und sah mehr an ihr vorbei, als daß er sie ansah. »Habe mich nirgends so glücklich gefühlt.«

»London?« fragte sie.

Er nickte.

»Oh, das ist wahr«, sagte sie. »Das kann ich nachempfinden.«

»Nein, das kannst du nicht«, entgegenete er sehr langsam und lächelte ihr jetzt zu. »Nein, das kannst du nicht.«

Sie kam sich tollkühn vor und schwieg.

Als sie wieder tanzten, sagte er: »Wie du sprichst. Richtig englisch. Weiße in Südafrika können so nicht sprechen.«

Einen Augenblick lang drohte das alte, öde, teilnahmslosschöngesichtige Schweigen wieder über sie zu kommen, aber das zweite Glas Arrakpunsch bezwang es, und sie antwortete leicht und beinahe angeregt: »Oh, ich finde, ich bin wie ein Papagei. Ich schnappe innerhalb weniger Stunden den Tonfall der Leute auf, mit denen ich zusammen lebe. «

Er warf lachend den Kopf zurück und zeigte dabei seine Zahnlücken. »Wie wirst du da morgen sprechen, McCoy?« Er hielt sie von sich ab und schüttelte sich vor Lachen. »Oh, ich bin neugierig, wie du morgen sprechen wirst!«

Ungeheuer verwegen, obgleich in ihrem üblichen leisen, nicht sehr selbstbewußten Ton, mit einer sanften Stimme, geeignet, angenehme Banalitäten zu äußern, antwortete sie: »Wie du.«

»Wir wollen etwas trinken«, sagte er, als kenne er sie schon lange, als wäre sie jemand wie Jessica Malherbe. Und er nahm sie bei der Hand und führte sie zurück zur Bar; beim Gehen lag ihre Hand lose in der seinen, genauso, wie sie es bei jungen Männern auf Tanzabenden im Country-Klub getan hatte. »Ich habe versprochen, mit Rajati ein Glas zu trinken«, sagte er. »Wo ist er geblieben?«

»Ist das der, den ich schon gesehen habe?« sagte das Mädchen. »Der mit dem hohen, kahlen Schädel?«

»Ein Inder?« sagte er. »Nein, du meinst Mahinder. Das ist sein Vetter, der Mann von Jessica Malherbe.«

»Sie ist mit einem Inder verheiratet?« Sie blieb wie angewurzelt zwischen den Tanzenden stehen. »Tatsächlich?« Die Vorstellung durchfuhr sie wie ein Schauer. Sie war überrascht wie über eine gute Nachricht von jemand, der für sie wichtig war. Jessica Malherbe - der Name, die Vorstellung - schienen in ihrem Leben gekreist zu haben seit der Zeit in England. Selbst dort hatte sie in den Zeitungen von ihr gelesen: die Tochter eines bescheidenen Afrikaander Farmers, der sich im Namen seines strengen kalvinistischen Gottes wegen ihrer antinationalistischen Haltung und ihrer radikalen Ansichten von ihr losgesagt hatte; ein Mädchen von einer abgelegenen Graslandfarm - einer Farm, wie Joyce sich erinnerte als Kind von einem Wagenfenster aus gesehen zu haben -, das in einer Fabrik gearbeitet und sich auf eigene Faust weitergebildet hatte und das die Gewerkschaft zum Studium von Arbeitsproblemen in aller Welt hinausgeschickt hatte; eine Frau, die mit Staatsministern verhandelte, die, wie Joyce wenig vorher erfahren hatte, ihrer Prinzipien wegen ins Gefängnis gegangen war. Jessica Malherbe, fast der erste Partygast, mit dem sie an diesem Abend zusammengetroffen war, und die erstaunlicherweise wie eine beliebige elegante englische Frau in einem Londoner Restaurant aussah, die ein Perlenhalsband trug und nach teurem Parfüm duftete. Ein Inder! Das war die Krönung. Herrlich. Eine Welt stürzte zusammen - die Welt von Jessica Malherbes Vater. Ein Inder!

»Der alte Rajati«, sagte Ntwala. Aber sie fanden ihn nicht. Joyce dachte an den stattlichen Inder mit der hohen Stirn, der wie ein Gelehrter aussah, und plötzlich erinnerte sie sich, daß sie in Durban einmal über einen Ladentisch hinweg mit einem indischen Jungen gesprochen hatte. Sie war mit ihrer Schwester im indischen Viertel unten gewesen, und sie waren in den Laden gegangen, um ein Stück Seide zu kaufen. Sie, Joyce, hatte das Wort geführt und über den Ladentisch hinweg leise mit dem Jungen gesprochen, und er, mit einer Stimme, so sanft und leise wie ihre eigene, hatte gesagt, er bedauere, dieses Stück Seide sei für einen Sari, und man könne nichts davon abschneiden. Der Junge hatte sehr schöne, träumerische Augen, und es war, als sprächen sie in einem Traum miteinander. Der Laden war klein und lag im Souterrain. Es roch stark nach Weihrauch, ein Geruch wie in der Dorfkirche, in der ihr Großvater vor seiner Beerdigung aufgebahrt gewesen war, der Duft einer Sommernacht im Garten ihrer Mutter - der Geruch von Tod und Blumen, zu dem Häßliches und Schönes sich vereinten, Anziehendes und Abstoßendes - so wie es auch mit diesem Vorfall werden sollte. Denn sobald sie und ihre Schwester

den kleinen Laden verlassen hatten, bemerkten sie, daß ihnen ein unangenehm aussehender Mann folgte, was zunächst bewirkte, daß sie ängstlich die Handtaschen fester faßten, der sich aber später, als sie einen Laden voller Kunden betraten, um ihn loszuwerden, an sie drängte und einen obszönen Annäherungsversuch unternahm. Er hatte ein eurasisch wirkendes Gesicht gehabt, so meinten sie, aber sie hätten nicht sagen können, ob er ein Inder gewesen war. Sie hatten soviel Abscheu empfunden, daß er ihnen überhaupt kaum menschlich vorgekommen war.

In dem lärmenden Gewimmel von Dereks Zimmer versuchte sie nun, sich an die Stimme des Jungen zu erinnern, wie er die Worte sprach, die sie noch so genau wußte: »Nein, bedaure, dieses Stück Seide ist für einen Sari, da kann man nichts abschneiden.« Aber das Prickeln des Alkohols in ihren Händen ging in eine Art Sieden in den Ohren über, ähnlich dem Geräusch von Blasen, die in kohlensäurehaltigem Wasser aufsteigen, und alles, was sie sich ins Gedächtnis zurückzurufen vermochte, war die seltsame Endgültigkeit der Wendung: *Kann-man-nichts-abschneiden, kann-man-nichts-abschneiden.*

Sie tanzte den nächsten Tanz mit Derek. »Du siehst süß aus heute abend, Kleines«, sagte er und drückte ihr seine feuchten Lippen aufs Ohr. »Süß.«

»Derek, welcher ist Rajati?«

Er gab ihre Taille frei. »Da drüben«, sagte er, packte sie aber augenblicklich wieder und wirbelte sie herum, und sie sah nur Mahinder Singh und Martin Mathlongo, den großen, sommersprossigen Farbigen, und einen dunklen Nacken mit einer dicken businessman's-Speckwulst über dem Kragen.

»Welcher?« fragte sie, aber diesmal wies er auf eine Gruppe, in der nur weiße Männer waren, und so gab sie es auf.

Der Tanz wurde mit einem unvermittelten schrillen Klageton abgebrochen, als jemand die Nadel von der Schallplatte hob, offenbar sollte eine Rede gehalten werden. Aber dann handelte es sich doch um ein Lied, nicht um eine Rede. Martin Mathlongo, der kleine Shabalala, zwei farbige Frauen und eine große Afrikanerin mit grünen Korkschuhen stellten sich auf und legten einander die Arme um die Schultern. Als es ruhiger geworden war, begannen sie zu singen. Sie sangen unbeschreiblich schön, die Männerstimmen tief und verhalten, die Frauenstimmen hoch und leidenschaftlich. Sie sangen in einer Bantusprache, und als das Lied zu Ende war, fragte das Mädchen Eddie Ntwala, der ihr am nächsten stand, wovon sie gesungen hätten. Schlicht wie ein Bauer, so als hätte er nie mit ihr getanzt und geistvoll gescherzt, sagte er: »Das Lied handelt von einem jungen Mann, der im Vorbeigehen ein Mädchen auf dem Feld ihres Vaters arbeiten sieht.«

Roy Wilson kicherte und knuffte ihn kameradschaftlich. »Eddie hat nie in seinem Leben ein Feld gesehen. Er ist in der Apex-Siedlung geboren und aufgewachsen. «

Dann trat plötzlich Martin Mathlongo vor, die getüpfelte Schleife unter dem großen kräftigen Gesicht mit dem weichen Mund, und begann, »Ol' Man River« zu singen. In der Art, wie er die melodramatischen, unterwürfigen Worte sang, wie er niederkniete und die großen Hände mit den nach oben gekehrten rosa Handflächen ausstreckte, lag etwas Beleidigendes, Herausforderndes und doch auch schmachvoll-demütig Flehendes. Die dunklen Gesichter im Zimmer [illegible] die Possen eines Affen. Die weißen Gesichter sahen betrunken aus und in sich gekehrt.

Joyce McCoy merkte, daß sie zum erstenmal, seit sie Jessica Malherbe an diesem Abend vorgestellt worden war, in ihrer Nähe stand. Beim Anblick des farbigen Mannes, der den *»blacklace«-song* sang, war sie zutiefst niedergeschlagen, und als sie Jessica Malherbe sah, legte sie ihr - mit einem Blick sozusagen - die ganze Last vor die Füße. Sie bürdete ihr alles auf, als könnte *sie es* in Ordnung bringen, denn auf dem breiten, sorgfältig zurechtgemachten Gesicht dieser Frau war weder die düstere Verlegenheit der anderen weißen Gesichter noch die böse Selbstzerfleischung der schwarzen zu erkennen.

Dem Mädchen war zumute wie sonst kurz vor dem Weinen, aber diesmal war es etwas anderes. Mit Mühe, denn ihre Beine waren betrunkener als alles andere, bahnte sie sich einen Weg zwischen den vielen Leuten hindurch, die in ihrer Alkoholbetäubung stumpf dastanden wie Kühe im Strom. Sie ging zu der Gewerkschaftsführerin, der Veteranin unter politischen Gefangenen, zu der Frau mit dem glänzenden Haar, die gutes Parfüm benutzte. »Miss Malherbe«, sagte sie, und mit ihrem ausdruckslosen feinen Gesicht hätte sie um eine Einladung zu einer Gartenparty nachsuchen können, »bitte, Miss Malherbe, ich möchte nächste Woche mit Ihnen in die *location* gehen.«

Am nächsten Tag, als Joyce nüchtern war, wollte sie immer noch gehen. Wie ihr Schwager vorhergesehen hatte, fühlte sie sich krank von Dereks Punsch, und wenn sie den Kopf neigte, schien in ihrem Schädel eine große schwere Kugel langsam von einer Seite auf die andere zu rollen.

Das Vorhandensein dieser Kugel, die manchmal den Eindruck machte, als wäre sie das Hirn selbst, das, eingeschrumpft und verhärtet, wie eine vertrocknete Nuß in der Schale klapperte, machte es ihr schwer, sich zu konzentrieren, doch der Gedanke, daß sie in der folgenden Woche in die *location* marschieren würde, hob sich klar hervor. Ja, sogar quälend klar.

Sie suchte Miss Malherbe in der Geschäftsstelle der Bewegung für passiven Widerstand auf, um zu wiederholen, was sie am Abend zuvor gesagt hatte. Miss Malherbe tat dasselbe, was *sie* am Abend zuvor getan hatte, sie hörte höflich zu, zeigte Interesse und Wohlwollen, dankte dem Mädchen und erklärte dann freundlich, daß die Bewegung nur wirklichen Mitgliedern die Teilnahme an solchen Aktionen gestattete. »Dann werde ich jetzt Mitglied«, sagte Joyce. Sie trug ein Leinenkleid, so hell wie ihre Haut, und um ihren bloßen Nacken lag ein Halsband aus kleinen Perlen — ein Hals band, wie man es kleinen Mädchen gibt und dem an jedem Geburtstag eine Perle hinzugefügt wird. Nun, sagte Miss Malherbe, gewiß könne sie der Bewegung beitreten - und wäre das nicht schon genug? Ihre Unterstützung würde man zu würdigen wissen. Aber nein, Joyce wollte etwas *tun,* sie wollte mit den anderen in die *location* marschieren. Und so wurde sie offiziell eingetragen, bevor sie das Büro verließ.

Nach zweitägiger Mitgliedschaft ging sie wieder in die Geschäftsstelle zu Jessica Malherbe. Diesmal waren noch mehr Leute da; sie lächelten ihr zu, als sie eintrat, so, als hätten sie schon von ihr gehört. Miss Malherbe erläuterte ihr, wie ernst ihr Vorhaben sei. War ihr klar, daß sie womöglich ins Gefängnis kommen würde? Hatte sie verstanden, daß es für die Leute, die passiven Widerstand leisteten, ein Grundsatz war, lieber ihre Strafe im Gefängnis abzusitzen, als eine Geldstrafe zu bezahlen? Selbst wenn es ihr nichts ausmachte, was war mit ihren Eltern, ihren Verwandten? Das Mädchen sagte, sie sei über einundzwanzig; sie habe keinen Vater mehr, ihre Mutter lebe in England. Sie sei niemandem verantwortlich.

Ihrer Schwester Madeline und ihrem Schwager sagte sie nichts. Der Dienstagmorgen war feucht und kühl. In dem Bewußtsein, etwas Alltägliches zu tun, das so kennzeichnend ist für außergewöhnliche Tage, kleidete Joyce sich an. Ihr Magen war leer, ihre Hände waren kalt. Sie fuhr mit ihrem Schwager in die Stadt, und auf der ganzen Strecke zerknackten die Autoreifen die herabgefallenen Jakarandablüten, die in ebensolchen Mengen auf der Straße lagen, wie sie auf den Bäumen saßen. Nach dem Lunch stieg sie in eine Straßenbahn nach Fordsburg, einem Viertel, in dem Inder und Mischlinge, die in besseren Gegenden nicht wohnen durften, neben armen Weißen wohnten und wo die Protestierenden sich treffen sollten, wie man beschlossen hatte. Sie war vorher nie in diesem Teil von Johannesburg gewesen, und sie hatte sich die Adresse in ihrer winzigen, nach links geneigten Schrift in das mit karierter Seide bezogene Notizbuch geschrieben.

Sie trug eine weiße Angorajacke über dem Arm und hatte solide flache Sandalen angezogen.Ich weiß nicht, warum ich ständig daran denken muß wie an eine lange Expedition, die so etwas wie eine besondere Ausrüstung erfordert, dachte sie; in Wirklichkeit wird alles nach einer halben Stunde vorüber sein. Jessica Malherbe hat gesagt, sie werden Kaution zahlen und vor halb fünf wieder in der Stadt sein.

Joyce saß in der Straßenbahn. Sie sah die Mitfahrenden nicht an, und sie sahen sie nicht an, obwohl der Kontrast zwischen ihr und ihnen bestürzend war: schmächtige gelbhäutige Kinder mit übergroßen dunklen Augen, triefäugige Männer, so degeneriert und entkräftet und so schwach auf den Beinen, daß sie wie Greise. aussahen, plumpe Frauen mit geschwollenen Beinen, die Zeitungspakete trugen, junge, beinahe weiße Fabrikmädchen, deren stumpfes, verfilztes Haar zu einer bescheidenen Nachahmung eleganter Frisuren zusammengesteckt war und auf deren stolzen, kecken Gesichtern Rouge und Lippenstift das Gesicht eines weißen Mädchens nachgezeichnet hatten.

Sie stieg an der Haltestelle aus, die man ihr genannt hatte, und ging langsam die Straße hinauf, den Blick auf die Hausnummern gerichtet. Es war schwierig, festzustellen, wie weit sie würde laufen müssen - anfangs konnte sie nicht einmal erkennen, ob sie nicht etwa in die falsche Richtung ging, da die Nummern an den Eingängen fast unleserlich geworden oder schlecht gemalt waren, manchmal auch gänzlich fehlten. Wie in den meisten armen Vierteln existierten Geschäfte und Wohnungen nebeneinander - einige Häuser wurden zu Geschäftszwecken genutzt, über manchen Läden befanden sich Räume, in denen offenbar die Inhaber mit ihren Familien wohnten. Die Straße hatte einen Blumennamen, aber Bäume oder Gärten gab es hier nicht. Über den meisten Laden sah man indische Firmennamen, unbeholfen auf selbstgemachte hölzerne Schilder gemalt oder

in gelber und roter Farbe auf den Türbalken geschnörkelt: Moonsammy Dadoo, Eisenwaren, elegante Damenkleider & Gemischtwaren; K. P. Patel & Sohne, Obsthandlung; Vallabhirs Billigladen. Ein Schuhmacher hatte die Veranda seines kleinen Hauses als Werkstatt eingerichtet und einen großen schwarzen Blechschuh in der Mode der zwanziger Jahre herausgehängt.

Aus dem Rinnstein stieg der Geruch faulenden Obstes auf. Dünne milchkaffeefarbene Kinder zogen ihre jüngeren Geschwister an der Hand; auf der Veranda eines der kleinen einzeln stehenden Doppelhäuser schrie ein dürrer hellhäutiger Mann in Afrikaans auf eine dicke Frau ein, die auf den Stufen hockte. Eine Inderin im Sari und mit hochhackigen europäischen Schuhen klopfte an die Tür der anderen Hälfte des Hauses. Ein Stück weiter war an einem von üppig rankendem Grün fast zugewachsenen sehr kleinen Haus ein poliertes Messingschild mit dem Namen und den Sprechzeiten eines bekannten indischen Arztes angebracht.

Die Straße war ruhig; sie wirkte gleichgültig, leblos, wie alle Orte, wo Leute auf bescheidene Weise ihren Lebensunterhalt verdienen. So kam es, daß Joyce zusammenfuhr, als hinter einer rostigen Wellblechwand, die offenbar einen Hof umschloß, plötzlich brüllendes trunkenes Gelächter ertönte. Vor der Wand saß ein Mensch auf einem Fleck Gras von der Sorte, wie es manchmal auf ausgetretenen städtischen Gehsteigen Fuß faßt. Sie erkannte, daß es eine weiße Landstreicherin war; hier und da hatte sie in der Stadt schon eine mit der merkwürdigen starren Zielbewußtheit der Ausgestoßenen die Straße überqueren sehen.

Der Anblick erregte in ihr weder Mitleid noch Widerwillen. Es war, als habe ihre Teilnahme an dem Kampf gegen soziale Ungerechtigkeit alle Sentimentalität in ihr ausgelöscht; sie brauchte dem starren Blick der Frau nicht auszuweichen. Sie schaute ruhig auf deren nackte Beine, die von Schmutz und Wetter braun wie Leder waren. Für die junge, hell häutige Frau, die an der Tür des Hauses gegenüber stand und ein Baby stillte, empfand sie nur die Andeutung eines unbestimmten zornigen Mitgefühls, weil sie unmittelbar neben so einer Branntweinschenke wohnen mußte.

Vor dem nächsten Block standen drei Autos hintereinander - dort mußte es sein. Sie ging ein wenig schneller, aber mit gleichmäßigem Schritt, und als sie das Haus erreicht hatte, Nr. 260, die Nummer, die sie suchte, sah sie, daß es ein kleines rotes Backsteinhaus war. Vom Gehsteig führten vier Stufen zu der schmalen Veranda hinauf. Zu beiden Seiten des Eingangs stand in einer grüngestrichenen Paraffinbüchse ein Schwertfarn. Die Tür war angelehnt, so als ob man drin noch Gäste zu einer Party erwartete. Joyce stieg entschlossen die Stufen hinauf, über die staubigen Abdrücke anderer Füße hinweg, beugte sich im Eingang ein wenig vor und klopfte an die dekorative Glasfüllung oben in der Tür. Sie blickte in einen Korridor mit einem geblümten Linoleumbelag. Der Kopf eines kleinen indischen Mädchens mit niedriger Stirn und großen Augen erschien zwischen den Vorhängen eines Bogendurchgangs auf halber Höhe des Korridors und verschwand sofort.

Joyce McCoy klopfte noch einmal. Sie hörte Stimmen, alle anderen übertönend eine protestierende Frauenstimme.

Ein kahlköpfiger Weißer mit dicker Brille durchquerte schnellen, nervösen Schrittes den Korridor, ohne sie zu sehen, wie sie meinte. Aber vielleicht hatte er sie doch gesehen, denn die hübsche brünette Frau mit dem bestimmten Auftreten, an die Joyce sich von der Party her erinnerte, kam plötzlich mit ausgestreckter Hand auf sie zu und sagte emphatisch: »Tritt ein, meine Liebe. Tritt doch ein. Solch ein Spektakel! Da hättest du den ganzen Tag klopfen können.«

Joyce sah, daß die Frau leichte Sandalen trug und keine Strümpfe anhatte und daß ihre Zehennägel wie die der langweiligen Mädchen in der »Vogue« lackiert waren. Joyce wußte nicht, warum solche Details sie so verwirrten oder ihr zumindest bemerkenswert schienen. Sie begrüßte die Frau lächelnd und folgte ihr ins Haus.

Jetzt war sie wirklich angekommen. Sie hörte ihre Schritte im Korridor eines Hauses in Fordsburg. Ein schwacher Gewürzduft hing in dem Raum. Flüchtig nahm sie ein Bild an der Wand wahr - offenbar das Foto eines indischen Mädchens in europäischem Brautkleid - in einem Rahmen von geflochtenem Goldpapier, der wie eine Kuchenverzierung aussah.

Und dann waren sie in einem Zimmer, wo jeder ihr zulächelte, aber keiner von ihr Notiz nahm. Jessica Malherbe war da, in einem blauen Leinenanzug. Sie rauchte eine Zigarette und sprach zu dem langen Roy Wilson mit dem zerzausten Haar, der aufschrieb, was sie sagte. Der Kahlköpfige redete leise und ernst auf eine schmächtige Frau ein, die eine Herrenarmbanduhr

trug und Männerhände hatte. Der kleine Afrikaner Shabalala, mit einer Schildpattbrille, hakte auf einer handgeschriebenen Liste etwas ab. Drei oder vier andere, Schwarze und Weiße, saßen im Gespräch zusammen. Der Raum schwirrte von Stimmen wie ein Vogelkäfig.

Joyce ließ sich vorsichtig auf einem geraden Stuhl mit etwas wackeligen Beinen nieder. Und indes sie sich den Blicken zu entziehen, in dem Zimmer aufzugehen versuchte, bemerkte sie eine Gruppe, die etwas abseits saß, nahe den Fenstern im Schatten der schweren Vorhänge. Der Anblick war eindrucksvoll, und sie sah nun das ganze Zimmer wie es war unter der Oberfläche von Menschen.

Die Gruppe bestand aus einer alten Inderin, einem schmächtigen indischen Jungen und noch einem indischen Kind, offenbar waren beide ihre Enkel. Die Frau saß mit gespreizten Beinen, so daß sich ihr Schoß unter der umfangreichen Hülle ihres Sari breit aus nahm. In einem ihrer Nasenflügel funkelte ein Rubin. Ihre kleinen Hände - die Hände einer dicken Frau - waren beringt. Die Stirn unter dem groben schwarzen Haar und der Flitterkante des Sari war niedrig. Die Umsitzenden - weiße Männer und Frauen, Inder in europäischen Anzügen, sauber gekleidete afrikanische Angestellte - schien sie nicht wahrzunehmen, so als wäre sie taub oder blind. Aber als Joyce ihre Augen beobachtete, die sich kalt und gleichgültig bewegten wie die Augen einer Schildkröte, und ihre Füße, die träges Leben zeigten, so als zuckte bei einer kraftlosen Kreatur im Uferschlamm ein Muskel, da wußte sie, daß die Frau nicht, weil sie taub oder blind war, die Gesellschaft vergaß, sondern einfach weil ihr bewußt war, daß dies Haus, dies Zimmer ihr gehörten. Sie war hier gewesen, bevor die Besucher gekommen waren, sie würde sich ihretwegen nicht entfernen, und sie würde hier sein, wenn sie gegangen sein würden. Und die Kinder klebten an ihrer Großmutter, sie wußten, daß sie sich nie in die Küche oder an einen anderen langweiligen Ort verbannen lassen würde.

Das Selbstbewußtsein dieser stillen Gruppe lenkte die Aufmerksamkeit des Mädchens auf das ganze Zimmer - das ihnen gehörte -, auf die Einrichtung: die häßliche »Polstergarnitur«, mit gemustertem imitiertem Samt bezogen, den gelbgestrichenen Tisch mit dem rosaseidenen Läufer und den Papierrosen in der Messingvase; die Armsessel mit den in die Lehnen eingelassenen farbigen Glasaschenbechern; die grell kolorierten Fotografien; die Vase mit den aufgeklebten bunten Plastblumen; die grünen Seidenkissen mit den Rüschen; die übliche Lampe mit noch mehr Stellflächen für gläserne Aschenbecher; den vergoldeten Gipshund an der Tür ... Ein Inder trat zu den dreien und sagte etwas zu der alten Frau, in der entschuldigenden, leicht verunsicherten Haltung eines Sohnes, der wünscht, seine Mutter möge sich abseits halten. Als er den Kopf wandte, hatte Joyce den Eindruck, diese Bewegung schon einmal gesehen zu haben: bei dem Mann, dessen Nacken ihr aufgefallen war, als sie auf der Party Jessica Malherbes Mann herauszufinden suchte. Jetzt kam er zu ihr herüber, ein untersetzter, liebenswürdiger Mann mit dem üppigen glänzend schwarzen Haar des Inders, das seinen Kopf übergroß machte im Verhältnis zum Körper. »Ich beglückwünsche Sie«, sprach er sie an. »Jessica, meine Frau, hat mir erzählt, Sie hätten darauf bestanden, sich an der heutigen Aktion zu beteiligen. Nun, wie ist das so?«

Sie lächelte ihn mühsam an. Sie wußte wirklich nicht, warum das so mühsam war. Sie sagte: »Leider haben wir uns an dem Abend nicht getroffen. Nur Mr. Singh - Ihr Vetter, glaub ich ...« Er war ein so bemerkenswert durchschnittlicher Inder, Jessica Malherbes Mann, aber er war eben Jessica Malherbes Mann, der Mann mit der Fettwulst im Nacken.

Sie fügte hinzu: »Sie sehen Mr. Singh nicht im mindesten ähnlich«, und sie hatte das Gefühl, daß sie sich selbst beleidigte mit dem Gedanken, der klar erkennbar hinter dem Vergleich steckte, und nicht diesen dicken, freundlichen Mann in mittleren Jahren, der in Hemdsärmeln wie ein beliebiger wohlhabender indischer Händler oder in einem schmierigen weißen Kittel und unrasiert wie ein Obstverkäufer ausgesehen hätte. Er setzte sich neben sie (sie konnte direkt über seinem Ohr den Kopf der alten Frau sehen), und als er im Cambridge-Tonfall zu sprechen an fing, bemerkte sie plötzlich etwas, was ihr bisher entgangen war. Seltsam, es mußte die ganze Zeit dagewesen sein; oder vielleicht doch nicht? Vielleicht war es durch eine Bewegung in der kleinen Gruppe um die Großmutter freigesetzt worden; vielleicht kam es aus ihren Kleidern: Ganz unvermittelt nahm sie Weihrauchduft wahr. Süß und trocken und rauchig, wie brennendes Laub - plötzlich roch sie es. Dann dachte sie, das muß in den Möbeln stecken, in den Gardinen; die alte Frau verbrennt Laub, und der Geruch durchdringt das Haus und all den Trödel aus Birmingham und Denver, Colorado, und dem amerikanisch-besetzten Japan. Dann war es nicht mehr brennendes Laub. Es war

*Weihrauch, stark und süß. Der Duft von Tod und Blumen. Sie erinnerte sich daran so unmittelbar,* daß er ihr buchstäblich völlig gegenwärtig war, so wie Erinnerungen an Worte oder an Geschehenes nie sein können.

»Fühlen Sie sich nicht wohl, Miss McCoy?« Der freundliche Inder unterbrach sich, als er sah, daß sie nicht zuhörte und daß ihr schönes, blasses, teilnahmsloses Gesicht so weiß und in sich gekehrt war, als würde sie gleich ohnmächtig werden.

Sie erhob sich mit einem Ruck, der einer unausgesprochenen Entschuldigung gleichkam, und ging schnell aus dem Zimmer. Sie lief den Flur entlang, öffnete eine Tür und schloß sie hinter sich, aber der Geruch war auch dort, stärker als zuvor, in diesem Schlafzimmer, in dem ein großes Doppelbett mit einer orangefarbenen Seidendecke stand.

Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Tür, sog den Duft ein und zitterte vor Angst in dem verzweifelten Verlangen, sich zu verkriechen vor einer dieser freundlichen Frauen, die leden Augenblick kommen würde, nach ihr zu sehen, und vor ihrer eigenen zunehmenden nervösen Erregung - dachte sie doch nur noch an die Autofahrt zur *location,* an die Gesichter ihrer Gefährten, die keine Angst hatten, und den Gang die verbotene Straße hinauf.

Die gleichen Konventionen, die sie, wie ihr bewußt war, gegen den heftigen, erregenden Anstoß des wahren, bewegten Lebens abgeschirmt hatten, boten ihr jetzt Schutz. Wenn sie auch Angst hatte, war sie trotzdem höflich. Sie war so lange höflich gewesen, daß die farblose Form guten Benehmens, die soviel Spontanität an ihr erstickt hatte, auch dazu dienen konnte, die Furcht zu ersticken.

Es wäre so *schrecklich unerzogen,* einfach wegzulaufen, aus dem Haus hinaus und heimzugehen, jetzt.

Das war der Gedanke, der sie rettete - der Kodex eines wohlerzogenen Kindes auf einer Party -, er kehrte immer wieder, beruhigte den Schlag ihres hämmernden Herzens und löste ihre verkrampften Hände. *Es wäre schrecklich unerzogen, jetzt wegzulaufen.* Im Unbewußten stellte sie wohl bekümmert fest, daß dies der falsche Grund zum Bleiben war, aber es funktionierte so. Ihre guten Manieren hatten sie länger begleitet und waren stärker als ihre Angst. Allmählich hörte das laute Summen um sie her auf, die Decke auf dem Bett tanzte nicht mehr vor ihren Augen; sie trat langsam hinüber zu dem Spiegel im Kleiderschrank und schob ihren Gürtel zurecht, ohne sich in die Augen zu blicken. Dann öffnete sie die Zimmertür und ging durch den Flur zurück in das Zimmer, wo die anderen versammelt waren. Sie setzte sich auf ihren Stuhl von vorher - und erst da bemerkte sie, daß alle standen - sie waren fertig zum Gehen.

»Was ist mit Ihrer Jacke, meine Liebe? Möchten Sie die hierlassen?« fragte die hübsche Brünette.

Jessica Malherbe war auf dem Weg zur Tür. Sie lächelte Joyce zu und sagte: »Ich an Ihrer Stelle würde sie hierlassen.«

»Ja, ich glaube auch. Danke. « Sie hörte ihre eigene Stimme, als wäre es eine fremde.

Draußen gab es ein kleines Durcheinander, bis entschieden war, wer mit wem in welchem Auto fahren sollte. Joyce fand sich auf dem Rücksitz des Autos, in dem Jessica Malherbe neben dem Fahrer saß. Die schlanke, männlich aussehende Frau stieg dazu; der kleine Shabalala stieg auch ein, wurde aber von einer heftig winkenden Hand zu einem anderen Auto beordert. Er stieg aus, kam dann zurück und sprang hinein, als sie gerade losfuhren. Er war der einzige, der aufgeregt schien. Er beugte sich nach vorn, die Hände auf den Knien, lächelte Joyce breit an und sagte: »Jetzt machen wir tatsächlich einen kleinen Ausflug mit Ihnen, Miss McCoy.«

Die Autos durchquerten Fordsburg und hielten sich dicht am Stadtzentrum. Dann fuhren sie auf eine der Hauptstraßen hinaus, die die Goldbergbaustädte vom Witwatersrand untereinander und mit Johannesburg verbinden. An ihrem Wege lagen Abraumhalden, blaßgrau und gelb; Gruppen von sauberen, häßlichen Häusern für weiße Bergarbeiter; Flecken offenen Weidelands, wo an tiefer gelegenen Stellen Regenwasser aus der vergangenen Nacht glitzerte; eine Ziegelei; eine Gießerei; eine Meine Hühnerfarm... Und dann bogen sie in eine schlammige Straße ein, folgten einem unter der Last seiner Fahrgäste schwankenden Bus mit qualmendem Auspuff und wild flatternden Segeltuchklappen über den Fenstern. Der Bus donnerte geradewegs durch das Tor der *location,* aber die drei Autos hielten davor an. Jessica Malherbe stieg als erste aus, blieb stehen und schob die Nagelhäute an den Fingern der linken Hand zurück, während sie in sachlichem Ton zu Roy Wilson sprach: »Natürlich, gebt den Zeitungen die Erklärung nur, wenn sie sie verlangen. Es wäre interessanter, zuerst *ihre* Version zu sehen und mit unserer danach

herauszukommen. Aber vielleicht verlangen sie sie ...«

»Es ist ein Presseauto da«, sagte Shabalala.

»Sieht aus wie Brand von der ›Post‹.«

»Kann nicht Dick Brand sein; der ist nach Bloemfontein versetzt«, entgegnete die große männlich aussehende Frau.

*»Kommen Sie hierher, Miss McCoy, Sie sind* das Baby.«

Shabalala rückte den Schlips zurecht und hob die Schultern, für den Fall, daß man sie fotografieren würde. Gehorsam trat Joyce vor.

Aber der Pressefotograf schwenkte abwehrend sein Blitzlichtgerät. »Nein, ich will euch im Gehen haben.«

»Fotografieren Sie uns lieber, bevor wir durchs Tor gehen, sonst werden Sie auch festgenommen«, riet Jessica Malherbe unbekümmert. »Sieh dir das an«, setzte sie, zu der männlich aussehenden Frau gewandt, hinzu und hob den Fuß, um der Absatz ihres weißen Schuhs zu zeigen, der bereits voller Schlamm war.

Die *location* Lagersdorp, die sie jetzt betraten und die Joyce McCoy völlig unbekannt war, sah aus wie alle diese Orte. Ein hoher Stacheldrahtzaun - mehr ein Symbol als eine Absperrung, da er außer am Tor an vielen Stellen bequeme Durchlässe hatte - umgab fast eine Quadratmeile trauriger kleiner Behausungen, in die die afrikanische Bevölkerung der nahe gelegenen Stadt nachts zum Schlafen zurückkehrte: schäbige Häuser und schmutzige Blechschuppen und, bei den Verwaltungsbüros nahe dem Tor, ein oder zwei anständige Einfamilienhäuser, die von der weißen Wohnungsbehörde als »Muster« errichtet, aber nie nach- gebaut worden waren; sie wurden von den bevorzugten afrikanischen Angestellten des weißen Vorstehers der *location* bewohnt. Es gab nur wenige Läden, denn jede Lizenz für einen »Eingeborenen«-Laden in einer *location* bedeutet einen Kundenverlust für die »weißen« Läden in der Stadt. Aber zahlreiche Kirchen waren da - *manche aus Blech und Lehm, manche neugotisch,* aus Backstein -, die vielen Sekten dienten.

Die sieben Männer und Frauen setzten sich in Richtung auf das Tor in Bewegung, Jessica Malherbe und Roy Wilson an der Spitze, Joyce fand sich zwischen Shabalala und dem kahlköpfigen Weißen mit den dicken Brillengläsern. Das Blitzlicht flammte auf, und die zwei, drei Negerkinder, die mit Blechreifen am Straßenrand spielten, hoben erstaunt die Köpfe. Eine dicke schwarze Frau, die Apfelsinen und gerösteten Mais verkaufte, rief einem Passanten in zerlumpten Hosen erwartungsvoll etwas zu.

An der Einfahrt saß ein dicker schwarzer Polizist auf einer Seifenkiste und hielt einen Schwatz. Er hob die Hand an die Mütze, als sie vorübergingen. In Joyce McCoy wich die Erstarrung, die ihrer Nervenkrise gefolgt war, langsam einer stillen Verlegenheit. Wenn sie in ihrer Kindheit Leute von der Heilsarmee im Kreis an einer Straßenecke hatte stehen sehen, die schlecht und recht ein Kirchenlied spielten, hatte sie sich oft gefragt, wie es wohl wäre, mit ihnen dort zu stehen. Nun glaubte sie es zu wissen. Der kleine Shabalala fuhr mit dem Finger an der Innenseite seines Kragens entlang, und Joyce, in aufwallender Herzlichkeit, meinte, er empfände das gleiche wie sie; sie wußte nicht, daß er an das dachte, woran er während des Marsches auf keinen Fall hatte denken wollen - daß der Mensch ihn wahrscheinlich die Arbeitsstelle kosten würde. Die Leute wollten keine Afrikaner beschäftigen, die »Unruhe stifteten«. Seine Frau, die maßlos stolz war auf seine Bildung und seine Gewandtheit, hatte nichts gesagt, als sie erfuhr, daß er mitgehen würde - sie hatte sich nur geflissentlich an ihre Kocherei gemacht. Aber schließlich rettete sich Shabalala wie Joyce in eine Konvention. In seinem Fall war es eine gewagte Konvention - daß er ein erheiternder kleiner Mann war. Als sie das Tor passiert hatten und die ersten Schritte auf der Straße taten, sagte er zu ihr: »Spüren Sie den Stoß?«

»Wie bitte?« fragte sie, höflich und aufmerksam.

Eine Schar zerlumpter Kinder, die Augen von hoffnungsloser quälender Armut brennend, die man eher mit dem Osten als mit Afrika in Verbindung bringt, sprangen und liefen um die weißen Mitglieder der Gruppe herum, die sie für irgendein Komitee halten mochten, das gekommen war, einen Wettbewerb um das sauberste Haus zu veranstalten oder eine Baby-Show. »Penny, *Missus,* Penny, Penny, *Baas!«* baten sie weinerlich. Shabalala brummte ihnen spaßend etwas in ihrer Sprache zu, ehe er mit seinem vergnügten Grinsen, breit wie eine Melonenscheibe, antwortete: »Den Stoß der Farbschranke.«

Von den Kindern abgesehen, die eins nach dem andern zurückblieben wie fliegende Fische hinter einem Schiff, beachtete kaum jemand die Demonstranten.

Die afrikanischen Frauen, auf den Köpfen in der Stadt gekaufte Lebensmittel oder Bündel mit Wäsche von Weißen, sahen kaum zu ihnen hin.

Afrikanische Männer fuhren auf Fahrrädern vorüber, in Gedanken versunken. Aber als die Gruppe die Höhe der Verwaltungsbüros erreicht hatte, rote Backsteinbauten, mit den Musterhäusern am Tor und der Poliklinik daneben die einzigen Gebäude europäischen Standards in der *location,* kam ein Mann mittleren Alters heraus, in einem Anzug, der an Ellbögen und Gesäß glänzte (sein etwas gebeugter Körper schien von Bürostuhl und Schreibtisch geformt), und hielt Jessica Malherbe an. Die ganze Gruppe blieb gehorsam stehen: Sie hatten etwas gelassen Halsstarriges an sich. Der Mann, der Vorsteher der *location,* kannte Jessica Malherbe offenkundig, und es war ihm unangenehm, daß dies eine offizielle Begegnung sein mußte. «Sie wissen, ich bin verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß es Europäern verboten ist, die *location* Lagersdorp zu betreten«, sagte er. Joyce sah, daß er seine Brille in der linken Hand hielt, an einem Bügel, so als habe er auf die Gruppe gewartet und sei eben nervös vom Schreibtisch aufgesprungen.

Jessica Malherbe lächelte, und in ihrem Lächeln lag etwas von der natürlichen, ungezwungenen Heiterkeit, mit der Afrikaander hochtrabendes Gehabe abtun. »Guten Tag, Mr. Dougal. Ja, natürlich, wir wissen, Sie müssen uns offiziell warnen. Was glauben Sie, wie weit wir kommen werden?«

Das Gesicht des Mannes entspannte sich. Er zuckte die Schultern und sagte: »Sie werden erwartet. «

Und plötzlich hatte Joyce McCoy eben diesen Eindruck, daß etwas sie erwartete. Die sauberen, eintönigen Gesichter der afrikanischen Angestellten erschienen an den Fenstern des Verwaltungsgebäudes. Als sich die Gruppe der Poliklinik näherte, schaute der europäische Arzt in seinem weißen Kittel heraus; zwei weiße Krankenschwestern und eine afrikanische Krankenschwester kamen auf die Veranda. Und all die geduldigen afrikanischen Frauen, die draußen in der Sonne saßen, ihre Babys stillten und schwatzten, schwiegen, während die Gruppe vorbeiging, sie schwiegen, und in ihren Blicken war etwas von dem Blick der indischen Großmutter, die zu Hause in Fordsburg wartete.

Die Gruppe ging weiter die Straße entlang, und auf beiden Seiten in den Meinen Häusern mit selbstgebauten Veranden, die den Streifen ausgetretener, unbefestigter Erde säumten, der den Gehweg darstellte, oder mit Eingangstüren, die direkt auf ein oder zwei Fuß eingezäunten Gartens hinausgingen, wo Hühner herumliefen und Kürbisse reiften, waren die Türen offen, standen Männer und Frauen, die Kinder um sich versammelt, als fühlten sie einen Sturm heraufziehen. Doch die Sonne lag heiß auf den Köpfen der Menschen, die sich schweigend langsam die Straße hinauf bewegten. Auch die Zuschauer schwiegen oder flüsterten höchstens miteinander, den Mund am Ohr des anderen, die Augen auf die immer weiter gehende Gruppe gerichtet. Jemand lachte, aber es war nur ein Betrunkener, ein verwelkter kleiner alter Mann, der aus einer Schenke kam. Und vorn an einer Straßenkreuzung stand das Polizeiauto, ein schwarzes Auto mit der Antenne der Funksprechanlage, die sich wie eine glänzende Peitsche von all der Schäbigkeit der Straße abhob. Die beiden hinteren Türen wurden geöffnet, und zwei stämmige, adrett gekleidete Polizisten stiegen aus und warfen die Türen zu. Sie näherten sich der Gruppe langsam, ohne Hast. Als sie auf gleicher Höhe waren, sagte der eine, wie unter einem Reflex: »Ah, guten Tag.« Aber der andere fiel ihm ins Wort, mit einer kalten offiziellen Stimme:
»Sie sind alle verhaftet wegen illegalen Betretens der *location* Lagersdorp. Ihre Namen, bitte ... «

Joyce wartete, daß sie an die Reihe käme, ihr Herz schlug langsam und gleichmäßig. Sie dachte wieder, wie schon einmal - wie lange war die Party her? -: Ich empfinde nichts. Es ist gut so. Ich empfinde nichts.

Aber als der Polizist zu ihr trat und sie ihren Namen buchstabierte, blickte sie auf und sah in die Gesichter der afrikanischen Zuschauer, die ihr am nächsten standen. Zwei Männer, ein kleiner Junge und eine Frau in irgendwelchen abgelegten Kleidungsstücken von Europäern, die sinnlos an ihnen herumhingen wie über Büsche gebreitete Kittel, starrten sie an. Ihre Blicke trafen sich. Und sie empfand plötzlich nicht *nichts,* sondern spürte, was sie empfanden bei ihrem Anblick, dem eines weißen Mädchens, unterworfen - unbegreiflicherweise so wie sie selbst gewohnt waren, unterworfen zu sein - dem Willen weißer Männer, die Leben gewährten und nahmen, die einsperrten und freiließen, ernährten oder zum Hungern zwangen wie Gott selbst.

Afrikanische Männer fuhren auf Fahrrädern vorüber, in Gedanken versunken. Aber als die Gruppe die Höhe der Verwaltungsbüros erreicht hatte, rote Backsteinbauten, mit den Musterhäusern am Tor und der Poliklinik daneben die einzigen Gebäude europäischen Standards in der *location,* kam ein Mann mittleren Alters heraus, in einem Anzug, der an Ellbögen und Gesäß glänzte (sein etwas gebeugter Körper schien von Bürostuhl und Schreibtisch geformt), und hielt Jessica Malherbe an. Die ganze Gruppe blieb gehorsam stehen: Sie hatten etwas gelassen Halsstarriges an sich. Der Mann, der Vorsteher der *location,* kannte Jessica Malherbe offenkundig, und es war ihm unangenehm, daß dies eine offizielle Begegnung sein mußte. «Sie wissen, ich bin verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß es Europäern verboten ist, die *location* Lagersdorp zu betreten«, sagte er. Joyce sah, daß er seine Brille in der linken Hand hielt, an einem Bügel, so als habe er auf die Gruppe gewartet und sei eben nervös vom Schreibtisch aufgesprungen.

Jessica Malherbe lächelte, und in ihrem Lächeln lag etwas von der natürlichen, ungezwungenen Heiterkeit, mit der Afrikaander hochtrabendes Gehabe abtun. »Guten Tag, Mr. Dougal. Ja, natürlich, wir wissen, Sie müssen uns offiziell warnen. Was glauben Sie, wie weit wir kommen werden?«

Das Gesicht des Mannes entspannte sich. Er zuckte die Schultern und sagte: »Sie werden erwartet. «

Und plötzlich hatte Joyce McCoy eben diesen Eindruck, daß etwas sie erwartete. Die sauberen, eintönigen Gesichter der afrikanischen Angestellten erschienen an den Fenstern des Verwaltungsgebäudes. Als sich die Gruppe der Poliklinik näherte, schaute der europäische Arzt in seinem weißen Kittel heraus; zwei weiße Krankenschwestern und eine afrikanische Krankenschwester kamen auf die Veranda. Und all die geduldigen afrikanischen Frauen, die draußen in der Sonne saßen, ihre Babys stillten und schwatzten, schwiegen, während die Gruppe vorbeiging, sie schwiegen, und in ihren Blicken war etwas von dem Blick der indischen Großmutter, die zu Hause in Fordsburg wartete.

Die Gruppe ging weiter die Straße entlang, und auf beiden Seiten in den Meinen Häusern mit selbstgebauten Veranden, die den Streifen ausgetretener, unbefestigter Erde säumten, der den Gehweg darstellte, oder mit Eingangstüren, die direkt auf ein oder zwei Fuß eingezäunten Gartens hinausgingen, wo Hühner herumliefen und Kürbisse reiften, waren die Türen offen, standen Männer und Frauen, die Kinder um sich versammelt, als fühlten sie einen Sturm heraufziehen. Doch die Sonne lag heiß auf den Köpfen der Menschen, die sich schweigend langsam die Straße hinauf bewegten. Auch die Zuschauer schwiegen oder flüsterten höchstens miteinander, den Mund am Ohr des anderen, die Augen auf die immer weiter gehende Gruppe gerichtet. Jemand lachte, aber es war nur ein Betrunkener, ein verwelkter kleiner alter Mann, der aus einer Schenke kam. Und vorn an einer Straßenkreuzung stand das Polizeiauto, ein schwarzes Auto mit der Antenne der Funksprechanlage, die sich wie eine glänzende Peitsche von all der Schäbigkeit der Straße abhob. Die beiden hinteren Türen wurden geöffnet, und zwei stämmige, adrett gekleidete Polizisten stiegen aus und warfen die Türen zu. Sie näherten sich der Gruppe langsam, ohne Hast. Als sie auf gleicher Höhe waren, sagte der eine, wie unter einem Reflex: »Ah, guten Tag.« Aber der andere fiel ihm ins Wort, mit einer kalten offiziellen Stimme:
»Sie sind alle verhaftet wegen illegalen Betretens der *location* Lagersdorp. Ihre Namen, bitte ... «

Joyce wartete, daß sie an die Reihe käme, ihr Herz schlug langsam und gleichmäßig. Sie dachte wieder, wie schon einmal - wie lange war die Party her? -: Ich empfinde nichts. Es ist gut so. Ich empfinde nichts.

Aber als der Polizist zu ihr trat und sie ihren Namen buchstabierte, blickte sie auf und sah in die Gesichter der afrikanischen Zuschauer, die ihr am nächsten standen. Zwei Männer, ein kleiner Junge und eine Frau in irgendwelchen abgelegten Kleidungsstücken von Europäern, die sinnlos an ihnen herumhingen wie über Büsche gebreitete Kittel, starrten sie an. Ihre Blicke trafen sich. Und sie empfand plötzlich nicht *nichts,* sondern spürte, was sie empfanden bei ihrem Anblick, dem eines weißen Mädchens, unterworfen - unbegreiflicherweise so wie sie selbst gewohnt waren, unterworfen zu sein - dem Willen weißer Männer, die Leben gewährten und nahmen, die einsperrten und freiließen, ernährten oder zum Hungern zwangen wie Gott selbst.